

ALTER(N) ANDERS DENKEN

Kulturelle und biologische Perspektiven

**HERAUSGEGEBEN VON
BRIGITTE RÖDER, WILLEMIJN DE JONG, KURT W. ALT**

**ELEKTRONISCHER
SONDERDRUCK**



2012

BÖHLAU VERLAG KÖLN WEIMAR WIEN

Von der Urgeschichte bis nach Sulawesi: die kulturelle Vielfalt des Alter(n)s

Brigitte Röder

Chronologically as well as geographically, the present volume covers a wide range of subjects from a diversity of disciplines. This chapter aims to create references between the contributions by focusing on selected cross-cutting issues, such as definitions of 'old', 'age' and 'ageing', the variety of images of and discourses on old age, as well as ageing research itself. Finally, the question is addressed whether the cultural variety of old age and ageing is relevant for current debates on ageing and ageing societies.

Die Themen des vorliegenden Bandes eröffnen eine enorme zeitliche, geographische und auch disziplinäre Spannweite. Um Bezüge zwischen den einzelnen Kapiteln herzustellen, fokussiert dieser Beitrag auf ausgewählte Querschnittsthemen. Dazu gehören Begriffsklärungen von ‚alt‘, ‚Alter‘ und ‚Altern‘, die Vielfalt und Komplexität von Altersbildern und Altersdiskursen sowie die Altersforschung selbst. Abschließend wird der Frage nachgegangen, welche Relevanz die kulturelle Vielfalt des Alter(n)s für die aktuelle Alters- und Demographiedebatte hat.

1. Alter(n) aus kulturvergleichender Perspektive: warum dieser Ansatz?

Monströs, apokalyptisch und bedrohlich wirken die meisten Szenarien, die in den Medien, in Bestsellern und nicht zuletzt in der Politik von der letzten Lebensphase in unserer ‚überalterten‘ und ‚schrumpfenden‘ Gesellschaft gezeichnet werden. In den unterschiedlichsten Lebensbereichen allgegenwärtig, kann man sich ihnen kaum entziehen. Differenziertere Betrachtungsweisen haben es dagegen ungleich schwerer, Aufmerksamkeit zu finden. Dazu trägt die drastische Zuspitzung der verkündeten Hiobsbotschaften bei: Das Alter, so heißt es beispielsweise, sei eine „Naturkatastrophe“ und werde sich in naher Zukunft zu einer „globalen Massenerscheinung“ auswachsen (Schirmmacher 2004: 12f.; 15; s. dazu Beitrag Kahlert). Solche krassen Bilder lassen unweigerlich aufhorchen und versetzen in Alarmbereitschaft, die durch Verschwörungstheorien und Kriegsmetaphorik weiter erhöht wird. So ruft das Schlagwort „Methusalem-Komplott“¹ Assoziationen von

1 Titel eines Bestsellers von Frank Schirmmacher (Schirmmacher 2004).

einer Verschwörung ‚der Alten‘ gegen ‚die Jungen‘ hervor. Auch von einem ‚clash‘ oder ‚Krieg‘ der Generationen ist die Rede. Die so geschürten Befürchtungen werden wiederum durch die angeblich bevorstehende ‚Aufkündigung des Generationenvertrags‘ verstärkt. Meldungen aus dem Gesundheitswesen zum ‚Pflegerotstand‘ und zur ‚stetig wachsenden Zahl Pflegebedürftiger und Demenzkranker‘ lassen schließlich die Hoffnung sinken, dass die Katastrophe nur die anderen treffen und an einem selbst vorübergehen könnte. Stattdessen verursacht die vielfach vollzogene Gleichsetzung von ‚Alter‘ mit ‚Demenz‘ und ‚Pflegebedürftigkeit‘ Beklemmung und bohrende Fragen: Werde auch ich meine letzten Jahre in geistiger Umnachtung und völliger Abhängigkeit von hoffnungslos überlastetem Personal ohne familiären Rückhalt in einem Pflegeheim elend und würdelos beschließen müssen? Werbeanzeigen für Versicherungen zur Altersvorsorge mit Photos von vitalen, glücklichen Großeltern, die mit ihren Enkeln in gepflegten Gärten herumtollen, wirken vor diesem Hintergrund eher zynisch, als dass sie eine glaubwürdige Alternative zu den gängigen Altersdiskursen darstellen könnten. So bleiben zur Bewältigung des Horrors die vielfältigen Angebote der Anti-Ageing-Industrie, die die Generation 50+ mit dem Versprechen umwirbt, den alternden Körper zu verjüngen, um somit die persönliche Konfrontation mit dem Alter aufzuheben oder zumindest aufzuschieben.

Soweit eine knappe Skizze der vorherrschenden Stimmungslage, die einen wesentlichen Teil des gesellschaftlichen Kontextes ausmacht, in dem auch die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Alter steht. Die Einsicht, dass Alltagswissen und wissenschaftliche Theorien sich wechselseitig beeinflussen und Wissenschaft immer durch ihren zeitgeschichtlichen Kontext geprägt ist, gehört heute zunehmend zum gängigen Wissenschaftsverständnis (s. auch Beitrag de Jong). Die sich daraus ableitende Forderung, den zeitgeschichtlichen wie auch den persönlichen Hintergrund in der eigenen Forschungstätigkeit zu reflektieren, ist in der Praxis jedoch kein leichtes Unterfangen. Insbesondere bei Themen, die scheinbar ‚natürliche‘, rein ‚biologisch vorgegebene‘ Abläufe wie das Altern behandeln, ist es schwierig, sich die Situierung der eigenen Forschungstätigkeit bewusst zu machen – zumal dann, wenn, wie beim Thema Altern, alle Forschenden persönlich betroffen sind. Die Voraussetzung für diesen Reflexionsprozess ist, die eigene kulturelle Sozialisation sowie die aktuellen Diskurse, welche die Ordnungsstrukturen des Denkens bilden, aus einer gewissen Distanz heraus in den Blick zu nehmen, um sie so ihrer Selbstverständlichkeit zu entkleiden und dadurch Raum zu schaffen, Alter(n) anders zu denken.

An diesem Punkt setzten die Hauptziele der Tagung *Reflexionen zu Alter und Altern in Vergangenheit und Gegenwart. Biologische und kulturelle Perspektiven* an (vgl. Vorwort der HerausgeberInnen). Diese liegen auch dem vorliegenden

Tagungsband zugrunde, dessen Konzeption vor allem auf interkulturelle Vergleiche zwischen Gesellschaften aus Gegenwart und Vergangenheit ausgelegt ist. Auf diese Weise kann die enorme Vielfalt – sowohl der konkreten Lebensbedingungen alter Menschen als auch von Altersbildern und -diskursen – aufgezeigt werden. Diese Vielfalt soll wiederum als Kontrastfolie dienen, um die soziokulturelle und zeitgeschichtliche Situierung der oben skizzierten Alters- und Demographiedebatte transparenter zu machen und zu deren Versachlichung beizutragen. Auf der Ebene der Wissenskonstruktion soll die Kontrastierung von Beiträgen aus ganz unterschiedlichen Disziplinen eine Reflexion über spezifisch disziplinäre Konzepte und Wissenspraktiken und deren Beeinflussung durch die aktuellen Altersdiskurse anregen. Schließlich ist es ein zentrales Anliegen, innovative Forschungsansätze aus dem Themenfeld Alter und Altern vorzustellen, um sie auch für andere Disziplinen fruchtbar zu machen.

Die hier versammelten Beiträge tragen zu diesen Zielen in vielfältiger Weise bei. Sie beinhalten eine Fülle von Informationen zum jeweils behandelten Gegenstand, worüber die den Kapiteln vorangestellten Zusammenfassungen sowie dieser Beitrag einen Überblick geben. Die vertretenen Themen reichen von den Grundlagen des biologischen Alterns über Alter und Altersbilder im antiken Griechenland bis zur Frage nach der Bedeutung von würdevollem und erfolgreichem Altern in Ghana und den Niederlanden und nach der Rolle rezeptfreier Medikamente für alte Menschen in Indonesien. Angesichts der enormen zeitlichen, geographischen und auch disziplinären Spannweite der Themen werde ich mich im Folgenden auf ausgewählte Querschnittsthemen konzentrieren. Letztere umfassen u. a. Begriffsklärungen von ‚alt‘, ‚Alter‘ und ‚Altern‘, die den Facettenreichtum dieser nur scheinbar banalen Begriffe (s. auch Staudinger/Häfner 2008) illustrieren. Ein weiteres Thema werden Altersbilder und Altersdiskurse sein, die in den einzelnen Beiträgen zur Sprache kommen. So ist beispielsweise zu fragen, ob bestimmte Altersdiskurse und Altersbilder mit bestimmten gesellschaftlichen, demographischen oder weltanschaulichen Gegebenheiten korrelieren, und ob sich diachrone Entwicklungslinien ausmachen lassen. Ziel ist es, auf diese Weise Bezüge zwischen den Einzelbeiträgen herzustellen, um die Variabilität und Komplexität des Phänomens Alter(n) besser zu erfassen. Auch die Altersforschung selbst wird thematisiert: Gibt es veraltete theoretische Konzepte? Was sind vielversprechende innovative Ansätze? Wo liegen die Herausforderungen? Abschließend wird der Frage nachgegangen, welche Relevanz die hier angestellten Reflexionen zu Alter und Altern in Vergangenheit und Gegenwart für die aktuelle Alters- und Demographiedebatte haben.

Der inhaltliche Fokus dieses Beitrags ist wesentlich von meinem fachlichen Hintergrund geprägt: Als Prähistorikerin arbeite ich mit materiellen

Spuren und Überresten, die sich von Menschen und ihren Handlungen aus schriftlosen Zeiten mehr oder weniger zufällig erhalten haben und die dank weiterer Zufälle gefunden und ausgegraben wurden. Im Vergleich zu den damaligen Lebenswirklichkeiten ist dieser Quellenbestand extrem reduziert. Er birgt die Gefahr, die mannigfaltigen Fehlstellen auszublenden und aus dem überschaubaren Quellenbestand ebenso überschaubare historische Szenarien zu rekonstruieren, die der Komplexität menschlichen Lebens nicht annähernd gerecht werden. Bei der Interpretation archäologischer Quellen, die grundsätzlich vieldeutig und allein aus sich heraus nicht verständlich sind, schöpfen wir bei der Suche nach plausiblen Analogien zwangsläufig aus dem eigenen Erfahrungshintergrund (vgl. Beitrag Kjellström/Welinder: 71). Deshalb heißt es über ArchäologInnen auch süffisant, dass ‚sie fanden, was sie kannten‘. Umgekehrt bedeutet das aber auch: Je mehr ArchäologInnen kennen und je breiter ihre Erfahrungen und ihr Wissen sind, desto weiter fällt das Spektrum plausibler Interpretationen aus, und desto größer ist auch das Bewusstsein für kulturelle Komplexität und Variabilität. Deshalb interessiere ich mich im Rahmen dieses Beitrags besonders für die Komplexität und Variabilität des Phänomens Alter(n) im Kulturvergleich und lote vor allem diese Aspekte aus. Zum einen verspreche ich mir davon epistemologische Impulse für die archäologische Altersforschung, zum andern erwarte ich Anregungen, Alter(n) anders zu denken und dadurch auch die aktuelle Demographiedebatte in einem neuen Licht zu sehen. Denn wie Anna Kjellström und Stig Welinder zu Beginn ihres Beitrags zum Alter in der Urgeschichte ausführen, fordert die Prähistorische Archäologie dazu heraus, die eigenen Fragen, Konzepte und Vorstellungen zu überdenken und damit den eigenen kulturellen und zeitgeschichtlichen Hintergrund zu reflektieren (ebd.: 72). Diese Herausforderung stellt sich jedoch nicht allein ArchäologInnen: Zusammen mit der Ausweitung des eigenen Erfahrungs- und Wissenshorizontes auf andere Gesellschaften ist eine solche Reflexion elementare Voraussetzung, Alter(n) anders zu denken.

2. ‚Alter‘, ‚alt‘ und ‚Altern‘ – vielfältige Bedeutungen scheinbar banaler Begriffe

2.1 Grenzziehungen: Wann ist man ‚alt‘?

Auf die Frage, wann man alt ist und in die Lebensphase des Alters eintritt, finden sich je nach Kontext und Blickwinkel sehr unterschiedliche Antworten. Wie die Ethnologin Willemijn de Jong in ihrem Beitrag mit Verweis auf

Ergebnisse des European Social Survey² und auf eigene Untersuchungen in Südindien darlegt, können die Einschätzungen im Ländervergleich, aber auch innerhalb desselben Landes beträchtlich auseinander liegen – in Südindien beispielsweise bis zu mehr als 30 Jahren. Für die Frage ‚Ab welchem Alter würden Sie jemanden als alt bezeichnen?‘ spielt es jedoch nicht nur eine Rolle, wo man lebt. Vielmehr kann die Antwort auch vom eigenen Alter abhängen, wie eine in Deutschland durchgeführte Befragung zeigt: Mit zunehmendem Alter steigt die angegebene Altersgrenze. Zwischen der Gruppe der 40- bis 44-Jährigen und derjenigen der 80- bis 85-Jährigen macht die Differenz fünf Jahre aus. Bei den jüngeren Befragten liegt sie bei etwa 70, bei den älteren Befragten bei etwa 75 Jahren (Kohli/Künemund 2000: 52 mit Abb. 3.6). Vergleichbare Ergebnisse liegen auch aus der Schweiz vor: Gefragt, ab welchem Alter ein Mann alt sei, gaben Männer im Alter zwischen 20 und 24 Jahren im Schnitt 62 Jahre an. Männer zwischen 65 und 74 Jahren nannten hingegen durchschnittlich 67 Jahre als Beginn des Alters (Roux et al. 1996: 15). Bei den befragten Frauen zeigt sich derselbe Trend, den Beginn des Alters mit zunehmendem Lebensalter später anzusetzen. Allerdings nannten Frauen für diese Grenze für beide Geschlechter ein etwas höheres Alter als die Männer (ebd.). Aus dieser und vergleichbaren Untersuchungen ist zu schließen, dass Alterseinschätzungen stark vom Alter und Geschlecht der Befragten abhängig sind.

Neben den genannten Grenzziehungen, die eher kollektive Vorstellungen reflektieren, ist auch die subjektive Einschätzung, wie alt man sich fühlt, von Bedeutung. So ist es auffallend, dass ältere Menschen sich oft jünger als ihr chronologisches Alter einschätzen (Goldsmith/Heiens 1992: 313). Ob sich darin die „Beibehaltung ‚jugendhafter‘ Einstellungen“ oder eine „Ablehnung des Alters“ widerspiegelt (Roux et al. 1996: 16), kann hier nicht entschieden werden. Möglicherweise wirkt sich in dieser subjektiven Einschätzung aber auch der Anstieg der Lebensqualität und der bessere Gesundheitszustand aus, der für Ältere in den Industrienationen zu verzeichnen ist: „Die heute 70-Jährigen sind körperlich so fit wie die 65-Jährigen vor 30 Jahren“ (Baltes 2004: 12).

Dass die 60-Jährigen aus biologischer Sicht heute fünf Jahre jünger sind als früher, kommt auf dem Arbeitsmarkt jedoch nicht zum Tragen. Im Gegenteil: Seit den 1970er Jahren gelten ArbeitnehmerInnen schon mit 45 bis 50 Jahren als alt und laufen Gefahr, vom Arbeitsmarkt verdrängt zu werden (Beitrag Amann: 212f.). Davor war diese Zuschreibung an das gesetzliche Pensionsalter gekoppelt, das wiederum in weiteren Bereichen – u. a. in der Sozialpolitik und der Demographie – eine bedeutsame Altersgrenze war und bis heute geblieben ist (Beiträge Amann: 211f. und Ehmer: 404). In der Arbeitswelt, die eigenen

2 www.europeansocialsurvey.org; letzter Zugriff: 14.2.2010.

Regeln folgt, hat sich der ‚Beginn des Alters‘ dagegen in einen Lebensabschnitt verschoben, in dem sich viele noch ‚jung‘ oder ‚in der Mitte des Lebens‘ fühlen.

Die Frage, wann das Alter beginnt, ist ohne weitere Präzisierung also nicht zu beantworten. Zu klären wäre beispielsweise, ob es sich um ein Selbstbild oder um eine Fremdeinschätzung handelt, die wiederum alters- und geschlechtsabhängig sein kann. Wesentlich ist auch der Kontext: Wer mit 50 Jahren auf dem Arbeitsmarkt zum ‚alten Eisen‘ zählt, gehört in der Politik und in den Vorstandsetagen noch zu den ‚Jungen‘. Altersgrenzen können nicht nur im Kulturvergleich, sondern auch innerhalb derselben Gesellschaft sehr variabel sein – und sie können sich im Laufe der Zeit verschieben. Letzteres gilt auch für das biologische Alter, das keineswegs, wie oft angenommen, eine unveränderliche und universale Größe darstellt. Grenzziehungen zwischen ‚alt‘ und ‚jung‘ haben also einen spezifischen Kontext, den es zu historisieren gilt (Beitrag Ehmer): Wie kam es zur jeweiligen Grenzziehung? In welchem Bereich ist sie gültig? Warum ist sie bedeutsam – und wie kann man sich gegebenenfalls von ihr emanzipieren?

2.2 ‚Altern‘ aus verschiedenen kulturellen und disziplinären Blickwinkeln

Auch die Prozesse, die dazu führen, dass Individuen ‚alt werden‘, kann man aus unterschiedlichen Blickwinkeln betrachten. Aus biologischer Sicht (s. dazu auch Beitrag Alt) ist Altern ein „time-dependent progressive decline in physiological functions and an increase in morbidity and mortality. It is governed by genetic, environmental and stochastic processes“ (Beitrag Osiewacz/Scheckhuber: 359). Ein Vorgang, der so vielen Einflüssen unterliegt, ist komplex – so komplex, dass bislang keine der über 300 existierenden Theorien das biologische Altern hinreichend erklären kann (ebd.). Während das Altern aus biologischer Sicht als unweigerlich fortschreitender Zerfall mit tödlichem Ausgang charakterisiert wird, stellte die Entwicklungspsychologin Ursula Staudinger das Altern in ihrem Vortrag in einen engen Zusammenhang zu Entwicklung. Altern und Entwicklung seien lebenslange Prozesse, die nicht aufeinander folgten, sondern bis ins hohe Alter parallel verliefen. Deshalb gebe es in jedem Lebensalter sowohl Gewinne als auch Verluste. Entwicklung und Altern seien plastisch, d. h. beeinflussbar und abhängig von biologischen, kulturellen und psychischen Ressourcen. Deshalb sei es wichtig, möglichst vielfältige Ressourcen zu haben, die es wiederum ermöglichten, altersbedingte Herausforderungen zu meistern. Aus dieser Perspektive ist Altern ein Vorgang, der sich in enger Wechselwirkung mit Entwicklungsprozessen vollzieht – ein

Konzept also, das die Plastizität des Alterns sowie Resilienz betont. Altern wird hier weniger als ein ‚biologisches Programm‘ gesehen, das abläuft und dem Individuum nur begrenzte Einflussnahme eröffnet. Vielmehr betont diese Sichtweise die Möglichkeiten des Individuums, diesen Prozess aktiv zu gestalten und in gewissem Masse auch zu steuern.

Je nach Disziplin wird das Phänomen des Alterns sehr unterschiedlich wahrgenommen und beurteilt. Über die Fächergrenzen hinweg scheint zwar Einigkeit darüber zu bestehen, dass am Vorgang des Alterns eine ganze Reihe von Faktoren beteiligt ist, doch werden diese sehr unterschiedlich gewichtet. Dabei wird derjenigen Komponente, die von der eigenen Disziplin behandelt wird, – folgerichtig – die Hauptrolle zugeschrieben: So wird in der Biologie dem biologischen Vorgang der Vorrang eingeräumt und anderen, beispielsweise soziokulturellen Faktoren eine nachrangige Bedeutung zugewiesen. Im kultur-, geistes- und sozialwissenschaftlichen Umfeld ist es genau umgekehrt: „Das körperliche Geschehen des Alterns ist durch und durch sozial und kulturell geformt und abhängig von seiner soziokulturellen Organisation“, so die Soziologin Heike Kahlert in ihrem Beitrag (Kahlert: 384). Und weiter – mit Bezug auf die Soziologin Cornelia Helfferich: „Altern ist zutiefst historisch und kulturell geprägt, denn jede Generation hat ein anderes Alter, weil sich die Rahmenbedingungen im Alter(n) unterscheiden, und weil sie unter anderen Bedingungen mit jeweiligen Chancen und Hindernissen aber auch biographischen Weichenstellungen gelebt hat“ (ebd.: 383). Und so resümiert Heike Kahlert mit Verweis auf die Kulturwissenschaftlerin Heike Hartung: „Zeitgenössische Einschätzungen zum Alterungsprozess schwanken zwischen einer biologistischen Verfalls- und einer konstruktivistischen Erfolgsgeschichte oder suchen zwischen diesen Polen zu vermitteln“ (ebd.). Zu ergänzen ist hier noch, dass die Beurteilung als Verfalls- oder Erfolgsgeschichte stark mit der Einschätzung der individuellen Steuerungs- und Gestaltungsmöglichkeiten des Alterungsprozesses korreliert.

Wie in der Wissenschaft, so gibt es auch in der Alltagswelt vielfältige Einschätzungen, was ‚Altern‘ sei – ein Aspekt, der in vielen Beiträgen dieses Bandes zur Sprache kommt. Allgemein ist für westliche Länder gegenwärtig eine starke Somatisierung des Alterns festzustellen: In westlichen Alltagstheorien wird ‚Altern‘ vor allem am ‚alternden Körper‘ festgemacht (s. insb. Beiträge Kaufman und van der Geest) und in der Folge mit ‚körperlichem Verfall‘ und ‚steigendem Krankheitsrisiko‘ gleichgesetzt. Die ‚biologistische Verfallsgeschichte‘, die Heike Kahlert als einen Pol der wissenschaftlichen Zugänge zu Altern herausgestellt hat, steht hier eindeutig im Vordergrund. Ganz anders beispielsweise in Ghana. Wie der Ethnologe Sjaak van der Geest für die Akan ausführt, bedeutet ‚altern‘ (*nyin*) in ihrer Sprache ‚wachsen‘. Entsprechend sei Altern ein grundsätzlich positives Konzept: „It implies accumulation, getting

more of what the person/animal/tree is supposed to acquire because of its nature“ (van der Geest: 232).

‚Wachsen‘ versus ‚Zerfall‘ – es ist nahe liegend, dass das jeweilige Verständnis des Alterungsprozesses unmittelbar dessen Bewertung beeinflusst, zum Teil sogar unabhängig von den realen Lebensbedingungen. So berichtet Sjaak van der Geest, dass in Ghana viele der von ihm befragten älteren Menschen Zufriedenheit darüber ausdrückten, alt zu sein – und zwar trotz potentieller Einschränkungen, Armut und schlechter Gesundheit (ebd.). Umgekehrt hat sich in der westlichen Welt die Lebensqualität älterer Menschen in den letzten Jahrzehnten zwar erheblich verbessert, doch im Alltag überwiegen negative Altersbilder und Altersdiskurse. Es ist also anzunehmen, dass das jeweilige Verständnis des Alterungsprozesses – z. B. als Wachstums- oder als Zerfallsprozess – sowohl die individuelle Befindlichkeit im Alter als auch kollektive Altersbilder und Altersdiskurse prägt.

Das spiegelt sich auch in verbreiteten Vorstellungen wider, wie das Altern idealerweise sein bzw. wie es möglichst *nicht* sein sollte. Aktuelle Idealvorstellungen, die in verschiedenen Beiträgen dieses Bandes genannt werden, sind ‚würdevolles‘, ‚gesundes‘, ‚erfolgreiches‘, ‚vitales‘, ‚produktives‘, ‚schöneres‘, ‚natürliches‘ und ‚normales‘ Altern. In den westlichen Gesellschaften wird das Erreichen dieser Idealvorstellungen zunehmend als individuelle Aufgabe und Verantwortung deklariert: Jeder sei zu lebenslanger Gesundheitsvorsorge verpflichtet und könne bzw. müsse bereits in jungen Jahren die Weichen für ein ‚erfolgreiches Altern‘ stellen (s. Beiträge Kaufman: 243f.; Perrig-Chiello: 334).

Bisher war nur vom Altern von Individuen die Rede. Nach aktuellen Vorstellungen können jedoch auch gesamte Gesellschaften ‚altern‘, ja sogar ‚überaltern‘ und ‚vergreisen‘. Was uns heute selbstverständlich erscheint, ist jedoch eine sehr junge Idee. Wie der Historiker Josef Ehmer ausführt, kam sie erstmals in den 1890er Jahren im Kontext nationalistischer, biologistischer, sozialdarwinistischer und rassistischer Denkweisen auf. Die Vorstellung von einer ‚Alterung der Gesellschaft‘ war politisch-ideologisch aufgeladen und hatte von Beginn an eine apokalyptische Konnotation (Beitrag Ehmer: 428f.). Auf diesen Aspekt wird im Kontext von Altersbildern und Altersdiskursen nochmals zurückzukommen sein.

2.3 Was ist das Alter?

Wenn auf diese unspezifische Frage die Gegenfrage ‚Welches Alter?‘ folgt, ist das nicht verwunderlich. Allein in diesem Band werden so unterschiedliche Formen des Alters angesprochen wie das kalendarische, soziale, psychische,

funktionale (Beitrag Kahlert), biologische, genetische (Beitrag Osiewacz/Scheckhuber), das osteologische und das kulturelle Alter (Beiträge Kjellström/Welinder; Stauch). Im Alltagsleben wird mit ‚Alter‘ meist das in Kalenderjahren gemessene Lebensalter assoziiert. Darin spiegelt sich die große Bedeutung wider, die das kalendarische Alter in vielen heutigen Gesellschaften hat, was jeweils auf eine im Kulturvergleich ungewöhnlich stark ausgeprägte Verzeitlichung und Chronologisierung des Lebens zurückzuführen ist. Obwohl für uns heute selbstverständlich, ist die exakte Zählung der Lebensjahre ein vergleichsweise junges Phänomen und – wie Josef Ehmer in seinem Beitrag ausführt – erstmals für die Renaissance zu fassen. Damals entwickelte sich durch staatlichen, zum Teil auch kirchlichen Druck „sehr allmählich ein Interesse an der Kenntnis des exakten kalendarischen Alters eines Menschen“ (Beitrag Ehmer: 407). Zuvor war es offenbar unwichtig, das Lebensalter exakt zu kennen, worauf zum Beispiel die überproportionale Häufigkeit runder Altersangaben in frühen demographischen Daten (ebd.: 407f.) oder auch auf römischen Grabinschriften hindeutet.

In den Gesellschaften der Gegenwart stellt das Alter in zweifacher Hinsicht ein zentrales Strukturprinzip dar: Zum einen untergliedert es das Leben von Individuen im Sinne einer Abfolge von Lebensabschnitten, die gemeinsam den Lebenslauf bilden (für Details s. Beitrag Kahlert: 385f.). Die Vorstellungen von der Periodisierung des Lebensalters sind kulturspezifisch und folglich variabel. Indem sie im Sinne von ‚Normallebensläufen‘ für bestimmte Lebensabschnitte bzw. Altersstufen spezifische Tätigkeiten oder Funktionen vorsehen (in Industrie- und Dienstleistungsgesellschaften z. B. Ausbildung, Berufstätigkeit, Pensionierung), bestimmen und strukturieren sie in hohem Maße die Lebensweise von Individuen. Zum andern kommt dem Alter auch die Rolle einer elementaren sozialen Struktur- und Ungleichheitskategorie zu. In enger Verschränkung mit weiteren Struktur- und Ungleichheitskategorien, insbesondere mit dem Geschlecht, weist das Alter den Individuen bestimmte Rollen, Funktionen, Lebenschancen und ihren Status – d. h. ihren Platz in der Gesellschaft an. Die enge Verschränkung der Ungleichheitskategorien Alter und Geschlecht führt dazu, dass ‚Altern‘ und ‚alt sein‘ für Männer und Frauen Unterschiedliches bedeutet. So werden „dieselben äußeren Erscheinungsformen des Älterwerdens (Falten, graue Haare etc.) je nach Geschlecht des Beobachteten mit verschiedenen Maßstäben bewertet. Graue Schläfen bei den Männern signalisieren einen gewissen Status und Attraktivität, bei Frauen das Gegenteil“ (Beitrag Perrig-Chiello: 326; ausführlich zu diesem Thema auch Kahlert: 384).

Dass das Alter auch in Gesellschaften der Vergangenheit eine zentrale Struktur- und Ungleichheitskategorie war, wurde in zahlreichen Einzelstudien hinreichend gezeigt. Im vorliegenden Band stellt die Schilderung der

Verhältnisse in Sparta ein Beispiel für eine ausgeprägte Gerontokratie dar, in der die alten Männer Politik und Gesellschaft dominierten, und das Alter in jedem Lebensalter rangbestimmende Ungleichheitskategorie war (s. Beitrag Schmitz: 118). Auch die Strukturierung des Lebens in Abschnitte wie Kindheit, Jugend und Alter, die im griechischen Denken mit der Konzeption der ‚Weltalter‘, einer mythischen Geschichtsdeutung, eng verzahnt war (Wagner-Hasel 2006: 22), ist ein gängiges Phänomen. Im europäischen Mittelalter und der Neuzeit waren Vorstellungen von verschiedenen, deutlich voneinander abgrenzbaren Lebensabschnitten verbreitet, die überwiegend auf antike Konzeptionen zurückgingen. Zur Funktion dieser Alterseinteilungen führte die Historikerin Anne-Charlott Trepp in ihrem Vortrag aus, dass sie das menschliche Leben in eine sinnhafte Beziehung zur Natur, zum Kosmos und zur christlichen Heilsgeschichte setzten: „So erlaubten Vierer-, Sechser- oder Siebener- Altersschemata Parallelisierungen mit den vier Jahreszeiten, den vier Elementen und Temperamenten bzw. mit den sechs Weltaltern oder den sieben Planeten und Wochentagen. Anstelle der Unwägbarkeiten des Lebens suggerierten die Altersmodelle Ordnung und Berechenbarkeit“ (Trepp 2008: 302). Auch aus dem Alten Ägypten ist die Periodisierung des Lebenslaufs belegt – so beispielsweise in Form eines Altersmodells, das den Lebenszyklus in Zehnerschritte unterteilt (s. Beitrag Bommas: 101).

Vor diesem Hintergrund ist man versucht anzunehmen, dass das Alter generell in allen menschlichen Gesellschaften ein zentrales Strukturprinzip darstellt. Allerdings ist zu bedenken, dass diese Annahme für schriftlose Kulturen schwer zu überprüfen ist, da für deren Erforschung ausschließlich materielle Hinterlassenschaften, bei einer günstigen Quellenlage auch sterbliche Überreste der damaligen Menschen zur Verfügung stehen. So lässt sich die These, dass das Alter auch in urgeschichtlichen Gesellschaften eine wichtige Struktur- und Ungleichheitskategorie gewesen sei, nur dann überprüfen, wenn eine größere Anzahl von Bestattungen vorliegt, die regelhaft altersspezifische Bestattungssitten und Grabbeigaben erkennen lassen (Beiträge Kjellström/Welinder und Stauch). Die ältesten Hinweise auf einen altersstrukturierten Bestattungskult stammen aus dem Mesolithikum (ca. 9700–5500 v. Chr.) (Grünberg 2000: 122–137) – was jedoch nicht heißt, dass das Alter im Paläolithikum nicht als soziales Strukturprinzip fungierte. Vielmehr lassen die vergleichsweise wenigen Bestattungen aus diesen Epochen keine entsprechenden Schlussfolgerungen zu. Dieser Befund ist in erster Linie quantitativ bedingt. Zusätzlich ist aber auch zu bedenken, dass der Bestattungskult nicht zwangsläufig Strukturen des Alltagslebens widerspiegeln muss, so dass aus dem Fehlen altersspezifischer Muster nicht geschlossen werden kann, dass das Alter in den betreffenden Gesellschaften kein soziales Strukturprinzip war. Möglich wäre auch, dass

Altersunterschiede im Bestattungskult entweder nicht von Belang waren oder im archäologischen Befund nicht abgebildet sind. Halten wir also fest, dass das Alter spätestens seit dem europäischen Mesolithikum in den meisten Gesellschaften eine zentrale Strukturkategorie darstellte.

Eine andere Frage ist, in welchen Gesellschaften alte Menschen als eigene soziale Gruppe galten. Die Historikerin Gabriela Signori plädiert in ihrem Beitrag dafür, die „Erfindung des Alters“ dem Spätmittelalter zuzuschreiben (Beitrag Signori: 166). Sie konstatiert für diese Zeit einen höheren Anteil alter Menschen, auf den die Allgemeinheit mit der Schaffung spezieller Einrichtungen (u. a. Spitäler, Pfründeanstalten) und der Ausbildung einer medizinischen Spezialliteratur reagierte. Die veränderten demographischen Verhältnisse schlugen sich auch auf der rechtlichen und der diskursiven Ebene nieder, da geregelt werden musste, wer für den Unterhalt und die Pflege der Alten aufkommen sollte. Es entstanden vertragliche Absicherungen z. B. mittels Not- oder Spitalpfründen, und die spätmittelalterlichen religiösen Moralisten propagierten einen auf Reziprozität gestützten Generationenvertrag (ebd.: 166). Darüber hinaus wurden auch spezielle ‚Finanzprodukte‘ wie Leib- und Ewigrenten generiert (ebd.: 173)

Zwischen dem Spätmittelalter und der heutigen Zeit gibt es also erstaunliche Parallelen: Damals wie heute stellte ein höherer Anteil alter Menschen eine Herausforderung dar, auf die mit einer Institutionalisierung der Altenpflege, medizinischer Spezialisierung, der Generierung von Pfründen und Renten zur finanziellen Absicherung und der Erinnerung an den Generationenvertrag reagiert wurde. Die verbreitete Ansicht, dass die heutige Situation ‚historisch einzigartig‘ sei, ist also zu überdenken bzw. zu präzisieren. In diese Richtung weist auch der Beitrag Josef Ehmers über den Wandel der Alterstrukturen in Europa im Zeitraum der letzten 600 Jahre. Er zeigt auf, dass im vormodernen Europa „ein relativ hoher Anteil von älteren Menschen – von zehn oder mehr Prozent – die Regel war. Anteile von über 60-Jährigen von nur sechs Prozent, wie sie im 19. Jahrhundert zu finden sind, stellen dagegen historische Ausnahmen dar“ (Beitrag Ehmer: 432). Vergleichen wir den Anteil älterer Menschen in heutigen westlichen Gesellschaften mit der demographischen Situation im Europa des 19. Jahrhunderts, beziehen wir uns also auf eine historische Ausnahmesituation, die die aktuelle Situation weitaus dramatischer und singulärer erscheinen lässt, als sie es tatsächlich ist.

3. Altersbilder und Altersdiskurse in Vergangenheit und Gegenwart

3.1 Alter als soziale Konstruktion und Ordnungsvorstellung: ein facettenreiches Phänomen

„Alter“, „alt“ und „Altern“ sind keine rein biologischen Phänomene, sondern immer in bestimmte Vorstellungen und Diskurse eingebettet. Aus sozial- und kulturwissenschaftlicher Sicht wird das Alter deshalb auch als Ergebnis kommunikativer Interaktionen und Effekt einer komplexen soziokulturellen Praxis betrachtet (Kahlert: 384 mit Bezug auf weitere AutorInnen), durch die soziale Wirklichkeit hergestellt wird. Das Alter ist also eine soziale Konstruktion. Wie der Soziologe Anton Amann in seinem Beitrag ausführt, sind soziale Konstruktionen „Ideen, die in bestimmte Semantiken gefasst, als Ordnungsvorstellungen sich verbreiten, und durch Anerkennung sich zu sozialen Tatsachen verdichten, die dann von den Menschen als faktisch vorhanden angesehen werden“ (Beitrag Amann: 222f.). Und weiter: „Diese einverlebten geistigen Schemata erzeugen jene relativ verfestigten Vorstellungen oder Figurationen, mit deren Hilfe die Gegenwart Sinn annimmt, andere verstehbar werden, und der soziale Raum erschlossen werden kann“ (ebd.: 210). Aus dieser Perspektive kann man „Alter“ als eine sinnstiftende und handlungsleitende Ordnungsvorstellung betrachten, die auch normativen Charakter hat. Mit ihr verbunden sind bestimmte Altersdiskurse, -bilder, -stereotype und -symbole.

Das Alter steht in Wechselwirkung mit anderen sozialen Konstruktionen wie ‚Geschlecht‘, ‚Familie‘, ‚Verwandtschaft‘ und ‚Generationenverhältnis‘. Darüber hinaus sind die Wahrnehmung und Bewertung von Alter auch maßgeblich von Identitäts- und Körperkonzepten, vom Menschen- und Selbstbild, von der Konzeption des Lebenszyklus, vom Zeitkonzept, von gesellschaftlichen Leitbildern und Werten, religiösen und philosophischen Vorstellungen, dem politischen System und der praktizierten Sozialpolitik, rechtlichen Rahmenbedingungen, vom medizinischen und biotechnologischen Wissen und vielem anderem mehr geprägt. In den Beiträgen dieses Buches finden sich dafür zahlreiche Beispiele. Sie illustrieren eindrücklich, dass Vorstellungen rund um ‚Alter‘, ‚alt‘ und ‚Altern‘ einer enormen Variabilität unterliegen, die sich nicht in starre zeitliche, kulturelle oder demographische Schemata einpassen lässt: Weder wurden in urgeschichtlichen Gesellschaften alte Menschen grundsätzlich gering geschätzt und von der Gemeinschaft aufgegeben, noch werden sie in nicht industrialisierten Gesellschaften generell als Wissensträger geehrt. Und auch für die Idee, dass apokalyptische Altersdiskurse dann entstehen, wenn der Anteil der alten Menschen an der

Bevölkerung vergleichsweise hoch ist, gibt es Gegenbeispiele (Beitrag Ehmer: 428f.; 432).

Bestimmte Altersdiskurse und Altersbilder lassen sich also nicht regelhaft mit bestimmten gesellschaftlichen, demographischen oder weltanschaulichen Gegebenheiten verbinden. Ein solches Unterfangen ist allein schon deshalb zum Scheitern verurteilt, weil bei einer genaueren Betrachtung von Einzelfällen zahlreiche Brüche und Ambivalenzen zutage treten. So postuliert Josef Ehmer: „Das Alter als Lebensphase wurde zu allen Zeiten ambivalent bewertet, als Fluch oder Segen, als Erfüllung oder Niedergang“ (ebd.: 427). Die entscheidende Frage ist, ob sich die potentielle Vielfalt von Altersdiskursen auch im historischen Quellenmaterial bzw. den empirischen Daten widerspiegelt. Liegen nur archäologische oder schriftliche Quellen bzw. empirische Daten von bestimmten Bevölkerungsgruppen vor, stellen die erfassten Altersdiskurse möglicherweise nur einen Ausschnitt des gesamten Spektrums dar. Als krasses Beispiel ist hier das Alte Ägypten zu nennen, aus dem zwar ein außerordentlich reichhaltiges, aber fast ausschließlich die Oberschicht betreffendes Quellenmaterial überliefert ist (Beitrag Bommas: 96). Die Frage der Repräsentativität von Altersbildern und Altersdiskursen ist auch für die Auswertung bestimmter literarischer Genres relevant. Insbesondere bei Gattungen wie Altersklagen oder Spottversen stellt sich das Problem, inwieweit die darin fassbaren Altersstereotype überhaupt einen Einblick in Lebenswirklichkeiten geben (Wagner-Hasel 2006: 15–17). So wirft Gabriela Signori im Hinblick auf die spätmittelalterliche Schwankliteratur die Frage auf: „Was aber verbindet Schwank und Realität? Das Lachen der Ohnmächtigen? Führt uns der Schwank wirklich, wie die Forschung längere Zeit behauptete, in das Herz kollektiver Vorstellungen, zu den Mentalitäten?“ (Beitrag Signori: 166).

Neben der Repräsentativität von Altersdiskursen und Altersbildern ist auch die Konsistenz ihrer Inhalte keineswegs vorauszusetzen. Vielmehr können gleichzeitig vorhandene Altersdiskurse sowohl untereinander als auch im Hinblick auf die jeweiligen Lebenswirklichkeiten durchaus widersprüchlich sein. Das zeigen die sozialanthropologischen Untersuchungen von Claudia Roth und Sjaak van der Geest in diesem Band. In seiner Feldstudie in Ghana konstatierte Letzterer eine deutliche Diskrepanz zwischen diskursiver Norm und gängiger Praxis. Obwohl in Ghana in Ehrentiteln und Sprichwörtern eine große Wertschätzung für alte Menschen zum Ausdruck kommt, manifestiert sich diese nicht zwangsläufig auch im täglichen Umgang (Beitrag van der Geest: 232f.). In Burkina Faso stieß Claudia Roth auf öffentliche und private Altersdiskurse, die sich stark unterscheiden: „Those destined for the public emphasize the clash between the generations and the challenge to social security in old age. In contrast, the private accounts on intergenerational relations appear

differentiated: the efforts of the persons involved to ensure social security in old age under the most difficult conditions become apparent“ (Beitrag Roth: 281). Die beobachtete Diskrepanz zwischen den privaten und öffentlichen Altersdiskursen wertet Claudia Roth als Ausdruck einer Neuverhandlung des Generationenvertrags (ebd.: 296). Dieses Fallbeispiel macht deutlich, dass Altersbilder und -diskurse auch als Verhandlungspositionen in Aushandlungsprozessen fungieren können. Dies wiederum bringt noch einmal auf den Punkt, dass Altersbilder und -diskurse äußerst komplexe und facettenreiche Phänomene sind, deren Inhalte mit den konkreten Lebensbedingungen nicht übereinstimmen müssen.

3.2 Negative Altersbilder – eine anthropologische Konstante?

Negative Altersbilder sind in europäischen Gesellschaften heute so fest verankert und scheinbar selbstverständlich, dass sie fast als anthropologische Konstante erscheinen. Als Prähistorikerin gewohnt, in langen Zeiträumen zu denken, finde ich dieses Phänomen beachtlich, denn es ist erst gut 100 Jahre her, dass die ‚Jungen‘ die ‚Alten‘ als neues Leitbild ablösten und sich damit auch ein negatives Altersbild etablierte. In der Kunst um die Wende des 19. zum 20. Jahrhundert wird dieser Leitbildwechsel besonders plastisch. Die Kunsthistorikerin Sabine Meister zeichnet diese massive Veränderung von einem Alters- zu einem Jugend- und Körperkult in ihrem Beitrag an ausgewählten Beispielen nach. Sie zeigt, wie im Kontext der Aufbruchstimmung, die in der Kunst um 1900 herrschte, ‚alt‘ und ‚jung‘ zu Qualitätsbegriffen wurden: „In unzähligen Schriften wurden die Begriffe *die Jungen/die Jugend* synonym mit einer *neuen, modernen Kunst* und *die Alten/das Alte* synonym mit *überlieferter, historisierender Kunst* verwandt“; alles, „was nach Erfahrung, Weisheit, Erprobtem und Überlieferung“ aussah, wurde von der künstlerischen Moderne abgelehnt (Beitrag Meister: 190). ‚Jugend‘ wurde zu einem Kampfbegriff, der sowohl im „Kampf um die Moderne“ als auch in der konservativen Kulturkritik eingesetzt wurde (ebd.: 189; 201).

Damit wird ein Prozess der zunehmenden Ideologisierung des Alters fassbar, der sich auch in der in den 1890er Jahren aufkommenden Vorstellung von einer ‚Alterung der Gesellschaft‘ manifestiert. Josef Ehmer verortet diese neue Denkfigur im Kontext nationalistischer, biologistischer, sozialdarwinistischer und rassistischer Denkweisen (Beitrag Ehmer: 429). Den Leitbildwechsel in der Kunst und den zu Beginn des 20. Jahrhunderts entstehenden Jugend- und Körperkult sieht Sabine Meister hingegen im Ideal einer dynamischen, fortschrittsorientierten Gesellschaft verwurzelt (Beitrag Meister: 202). Das ist kein

Widerspruch. Zum einen ließen sich inhaltliche Bezüge zwischen beiden Kontexten herstellen, zum andern zeigt sich einmal mehr, dass Ordnungsvorstellungen wie das Alter alle gesellschaftlichen Bereiche durchziehen und Kristallisationspunkte bilden, an denen sich Neuerungen und Verschiebungen vollziehen, die mit der Zeit hegemonial werden können.

Eine solche Neuerung in den europäischen Altersdiskursen war auch die Idee, „die Altersstruktur nach ihrem ökonomischen ‚Wert‘ für die Gesellschaft zu klassifizieren“ (Beitrag Ehmer: 428) – ein Denken, das zu Beginn des 19. Jahrhunderts völlig neu war, uns heute jedoch allzu vertraut ist. Aus heutiger Sicht äußerst überraschend ist jedoch, dass, wie Josef Ehmer darlegt, damals nicht die Alten als ‚unnützlich‘ und ‚unproduktiv‘ galten, sondern vielmehr die Kinder und Jugendlichen als „Last für die Gesellschaft“ und Hindernis für die wirtschaftliche Entwicklung empfunden wurden (ebd.). Ausgerechnet die Altersgruppen, die in der aktuellen Demographiedebatte Hoffnungsträger wären, lösten damals Ängste und düstere Zukunftsprognosen aus. Ende des 19. Jahrhunderts kehrte sich dieses Verhältnis um. Geblieben ist der Grundgedanke, aus Altersstrukturen „Belastungsquoten“ abzuleiten (ebd.).

Heute sind die meisten Altersdiskurse in den westlichen Ländern Belastungsdiskurse. Wie es dazu kam, zeichnet Anton Amann bis zu ihren Ursprüngen in der Zeit nach dem 2. Weltkrieg nach. Damals wurde das Alter als „soziales Problem“ und als „ökonomische Last“ stigmatisiert (Beitrag Amann: 211–213). In seinem Überblick über die einzelnen Phasen dieser Entwicklung macht Anton Amann deutlich, dass die neuen Alterskonstruktionen nicht allein auf demographische Veränderungen zurückzuführen sind. Vielmehr sind sie auch das Ergebnis sozialer, politischer und ökonomischer Strategien. Diese schufen Strukturen, „unter denen älter werdende Menschen vermehrt in ökonomische und finanzielle Abhängigkeiten gerieten und sozial exkludiert wurden. [...] Diese Strukturveränderungen gingen Hand in Hand mit spezifischen und ebenfalls sich verändernden Konstruktionen oder Interpretationen des Alters“ (ebd.: 211). Heute, im Zeitalter von Globalisierung und Neoliberalismus, erscheinen Altern und Alter schließlich als ‚globale Belastung‘ und als ‚Risiko‘. Ältere Menschen gelten als ‚unproduktiv‘ und müssen ‚aktiviert‘ werden, d. h. sie sollen durch eine längere Lebensarbeitszeit, ehrenamtliches Engagement, Familienarbeit, Konsum von ihnen zugedachten Gütern und Leistungen etc. zur wirtschaftlichen Produktion beitragen, „damit sie den Jüngeren nicht so schwer auf der Tasche liegen“ (ebd.: 217). Diesem Verständnis liegt das Bild von einer „aktiven und aktivierten Gesellschaft“ zugrunde, in der soziale Risiken und Widersprüche rigoros individualisiert werden (ebd.: 214). Neben dem dynamischen und fortschrittsorientierten Gesellschaftsbild vom Beginn des 20. Jahrhunderts haben wir hier ein weiteres Beispiel dafür, dass so-

ziale Konstruktionen des Alters auch durch das jeweilige Gesellschaftsbild geprägt werden – von anthropologischen Konstanten kann im Kontext von Alter(n) also nicht die Rede sein.

3.3 Eine Geschichte mit Brüchen: Altersbilder und -diskurse in der Vergangenheit

Die im vorherigen Abschnitt angesprochenen Beiträge von Anton Amann, Josef Ehmer und Sabine Meister geben einen Einblick in die Abfolge von Altersdiskursen vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis heute. Einzelne Denkfiguren und Argumentationsstränge lassen sich über eine gewisse Zeit verfolgen, doch daneben gibt es auch markante Brüche, Neuentwicklungen sowie zahlreiche Wechselwirkungen mit weiteren Aspekten. Die ‚Geschichte der Altersdiskurse‘ ist also komplex und kann nicht als lineare Erzählung rekonstruiert werden, zumal, wie oben bereits ausgeführt, jede Generation ihr eigenes Alterskonzept hat. Deshalb soll im Folgenden nicht der Versuch unternommen werden, einen Erzählstrang vom 19. Jahrhundert zurück in die Antike oder gar die Urgeschichte zu entwickeln – auch wenn es, wie Josef Ehmer vermutet, durchaus einzelne, in der Antike entstandene Denkfiguren geben mag, die seither immer wieder reproduziert wurden und noch heute unseren Umgang mit dem Alter prägen (Ehmer 2006: 128). Die nachfolgende Präsentation ausgewählter Aspekte aus den historischen Beiträgen dieses Bandes erfolgt deshalb vor allem aus einer kulturvergleichenden und nicht aus einer entwicklungsgeschichtlichen Perspektive. Sie erfolgt relativ ausführlich und differenziert, damit die Vielfalt der Altersbilder und -diskurse in ihrem jeweils spezifischen historischen Kontext deutlich wird, um auf diese Weise einer vorschnellen Skizzierung linearer Entwicklungslinien entgegen zu wirken.

Zu „Altersbildern und Alterserfahrungen in der Frühen Neuzeit“ sprach Anne-Charlott Trepp, die in der schriftlichen, bereits an einem anderen Ort publizierten Fassung ihres Vortrags (Trepp 2008) auch das Spätmittelalter berücksichtigt. Am Beispiel der Lebensalterdarstellungen untersucht sie darin den Wandel von Altersbildern vom späten Mittelalter bis zur Frühen Neuzeit. In der spätmittelalterlichen Kunst wurden die Lebensalter entweder als Rad oder als lineare Reihung dargestellt. Insbesondere das Lebensrad spiegelt das damals bestimmende Altersbild der Kirche wieder: „Die Darstellung, die weder Stand noch Beruf erkennen lässt, entsprach der Lehre der Kirche an und über die Alten, die keine sozialen Unterschiede machte, sondern davon ausging, dass die Alten unterschiedslos vor ihrem Tod stünden“ (Trepp 2008: 306f.). Das Alter zeichnete sich aus Sicht der Kirche durch eine besondere Nähe zum Tod aus

und sollte folglich der Vorbereitung auf den Tod, konkret auf das göttliche Gericht, dienen – ähnliche Vorstellungen werden uns weiter unten im Zusammenhang mit dem Alten Ägypten wieder begegnen. Im frühen 16. Jahrhundert wurde das Lebensrad mehr und mehr von linearen Lebensalterdarstellungen abgelöst, und die heilsgeschichtliche Botschaft trat in den Hintergrund. Stattdessen dienten die Lebensalterdarstellungen dem prosperierenden städtischen Bürgertum zur Selbstdarstellung. Für Landesherren und Kirche waren sie zudem ein Medium mit erzieherischen und sozialdisziplinierenden Aufgaben: „Die Darstellung der Lebensalter sollte den Untertanen die alters-, geschlechts- und standesspezifisch wünschenswerten Eigenschaften und Verhaltensmerkmale eindringlich vor Augen führen“ (ebd.: 310). Diese Tendenz zur Säkularisierung des Altersbildes zeigt sich auch darin, dass die Lebensalterdarstellungen im 16. Jahrhundert Einzug in die Wohnstuben wohlhabender Bürger hielten. Damit wurde ein Altersbild verbreitet, „dessen Sinn nicht primär in der asketischen Vorbereitung auf den Tod lag, sondern – auf soziales Ansehen, Besitz und Bildung bauend – die *ars moriendi* mit Diesseits orientierten Lebensperspektiven zu verbinden wusste“ (ebd.: 312). Das neue Altersbild war eine Synthese von bürgerlichen Wertvorstellungen, christlichen Normen und humanistischer Antikenrezeption und legte „wesentliche Grundlagen für eine differenzierte Bewertung des Alters als Lebensphase mit eigenen lebensweltlichen Aspekten“ (ebd.: 313). Anne-Charlotte Trepp kommt zum Schluss, dass „in den Schichten, in denen die entsprechenden Bildungsmöglichkeiten und d. h. auch die materiellen Grundlagen gegeben waren, an der Schwelle zur Neuzeit Altersentwürfe projiziert und gelebt wurden, wie sie dann im späten 18. Jahrhundert als aufklärerisches Gedankengut populär wurden“ (ebd.: 313).

Dieser Befund ist auch im Hinblick auf einen bisher noch nicht thematisierten Aspekt aufschlussreich, nämlich für die Frage, wie lange es dauert, bis ein Altersentwurf, der von einer spezifischen sozialen Gruppe konzipiert und gelebt wird, hegemonial wird. In diesem Fall dauerte dieser Prozess annähernd 300 Jahre. Im Vergleich dazu erscheint der Wandel der Altersbilder in den letzten 120 Jahren geradezu atemberaubend schnell. Insofern gibt der Wandel von Altersbildern auch einen guten Anhaltspunkt für die Geschwindigkeiten, mit denen sich zentrale Ordnungskategorien von Gesellschaften verändern und bestimmte soziale Gruppen mit ihrem Wertesystem gesamtgesellschaftlich bestimmend werden. Interessant ist auch, dass in das im 16. Jahrhundert neu entstandene Altersbild Vorstellungen eingingen, die aus antiken Schriften stammten, die rund 1500 Jahre davor entstanden waren. Diese Rezeption antiker Schriften durch ein humanistisch gebildetes Bürgertum warnt davor, allzu schnell direkte Kontinuitätslinien in

die Antike zu ziehen und damit Jahrhunderte an Kultur- und Rezeptionsgeschichte auszublenden.

Auch Gabriela Signori geht in ihrem Beitrag über „Die ‚Erfindung‘ des Alters“ in Spätmittelalter und Früher Neuzeit (13. bis Anfang 16. Jh.) auf die Rezeption antiker Schriften ein. Sie prägten zum einen die medizinische Traktatliteratur, zum andern gaben die Spottverse spätrömischer Dichter und Komödienschreiber Vorlagen für die negativen Altersstereotype in der spätmittelalterlichen Schwankliteratur ab (Beitrag Signori: 167). Dass es problematisch ist, aus literarischen Altersstereotypen unmittelbar auf die Lebenswirklichkeit alter Menschen zu schließen, wurde bereits thematisiert. Eine besser geeignete Quelle für die tatsächlichen Lebensverhältnisse sieht Gabriela Signori denn auch in Geschichten, die vom Generationenverhältnis, speziell von der gegenseitigen Unterhaltungspflicht und der „regulierende[n] Kraft der Erbgüter“ handeln (ebd.: 175). Darin werden die alten Eltern als körperlich schwach und vergreist, also als hilfsbedürftig dargestellt. Die klare Botschaft dieser Geschichten ist, dass es sich nicht empfiehlt, das Erbe schon zu Lebzeiten den Söhnen zu übereignen. Offenbar war das Zurückhalten des Erbes das einzige Druckmittel, um Kinder zur Einhaltung der Unterhaltungsverpflichtung gegenüber den Eltern zu zwingen. Das Erbe als Pfand im Generationenverhältnis? Dass die Erbregelung einen großen Einfluss auf die Lebensbedingungen alter Menschen hat und möglicherweise für die Lebensbedingungen alter Menschen wesentlich entscheidender ist als Altersbilder, wird auch im Beitrag Winfried Schmitz' über die völlig kontrastierenden Verhältnisse in Sparta und Athen deutlich (s. u.).

Für das schriftarme Frühmittelalter (ca. 500–1000 n. Chr.) ist es mangels aussagekräftiger Quellentexte kaum möglich, Aussagen über damalige Altersdiskurse und -bilder zu machen. Die Frühgeschichts-Archäologin Eva Stauch, die über diesen Zeitraum arbeitet, hat in ihrem Beitrag althochdeutsche Begriffe zusammengestellt, die sich auf alte Menschen beziehen und ein Schlaglicht auf ihre Lebensbedingungen werfen (Beitrag Stauch, Abb. 2). Doch wer galt damals als ‚alt‘? Dieser Frage geht Eva Stauch auf der Basis von Grabfunden aus der Zeit des 6. bis 8. Jahrhunderts nach. Im Unterschied zu Schriftquellen geben sie über die sterblichen Überreste einen sehr direkten und individuellen Zugang zu den damaligen Menschen. Gestützt auf die anthropologische Bestimmung von osteologischem Alter und Geschlecht der Skelette sowie auf eine Analyse der Grabbeigaben identifiziert Eva Stauch altersspezifische Beigabenmuster. Die Regelmäßigkeit, mit der spezifische Beigabenensembles mit bestimmten Altersspannen verbunden sind, lässt vermuten, dass sich in ihnen die damalige Konzeptualisierung des Lebenszyklus grob abzeichnet. Interessanterweise verlaufen die im archäologischen Befund fassbaren Alters-

stufen bei Männern und Frauen nicht synchron (ebd.: 158). Das Geschlecht gab also unterschiedliche Lebenszyklen vor. Damit lässt sich auch für das Frühmittelalter die Verschränkung der Strukturkategorien Alter und Geschlecht belegen. Nachdem sich die Frühmittelalterarchäologie lange vor allem auf die Rekonstruktion sozialer Hierarchien im Sinne gesellschaftlicher Schichten konzentriert hatte, ist die Rekonstruktion geschlechtsspezifischer Lebenszyklen ein wichtiger und innovativer Schritt zu einem besseren Verständnis frühmittelalterlicher Gemeinschaften, das auf dem Zusammenspiel diverser Struktur- und Ungleichheitskategorien beruht.

Doch wie kommt man von der Rekonstruktion geschlechtsspezifischer Lebenszyklen auf der Basis von Grabbefunden zu Altersbildern? Bestattungssitten sind hochgradig ritualisiert, mit religiösen Vorstellungen verbunden und haben möglicherweise mehr mit der Selbstdarstellung der Hinterbliebenen zu tun, als dass sie direkte Einblicke ins Alltagsleben erlauben. Beigaben, z. B. Spinnwirtel oder Waffen, können symbolischen Charakter haben und müssen nicht die Tätigkeiten widerspiegeln, die im Alltag hauptsächlich ausgeübt wurden. Ohne Schriftquellen die Vieldeutigkeit materieller Kultur – insbesondere aus Bestattungskontexten – auf wenige plausible Deutungen einzuschränken, ist außerordentlich schwierig. Folglich ist die Rekonstruktion von Altersbildern auf der Grundlage archäologischer Quellen nicht möglich. Dennoch können Grabfunde interessante Hinweise geben. So kann die Rekonstruktion geschlechtsspezifischer Lebenszyklen – sofern die Interpretation von Beigabenmustern in diesem Sinne korrekt ist – einen Anhaltspunkt liefern, ab wann Menschen als ‚alt‘ galten:

Aufgrund einer deutlichen Veränderung der Beigabenensembles sieht Eva Stauch den Beginn des Alters bei Frauen im Alter zwischen Mitte 40 und Anfang 50 (ebd.: 158). Veränderungen, insbesondere eine ‚Verarmung‘, der Beigabenensembles in der Altersklasse der 40- bis 50-jährigen Frauen werden in der archäologischen Forschung in der Regel mit der Menopause erklärt. Dahinter steht die Idee, dass die Lebenszyklen von Frauen mit der Erlangung bzw. dem Verlust ihrer biologischen Reproduktionsfähigkeit korrelieren. Doch möglicherweise handelt es sich dabei um ein Konzept, das wir, wie die Sozialanthropologie das bereits getan hat (Beitrag de Jong: 61f.), kritisch prüfen sollten. Das ist gerade deshalb wichtig, weil es wie – auch in diesem Fallbeispiel – so gut zu unserem Weiblichkeitsbild passt, dass Frauen nach der Menopause ‚ihre körperliche Attraktivität verlieren‘ (Beitrag Kahler: 393). Nach Ausweis der beigegebenen Schmuck- und Kleidungs-accessoires veränderte sich nämlich die äußere Erscheinung älterer frühmittelalterlicher Frauen: Die Röcke waren nun knöchellang, während sie in jüngeren Jahren Knie und Waden umspielten (Beitrag Stauch: 145). Interessant ist auch, dass ältere Frauen vorzugsweise

Silberschmuck trugen. Jüngere Frauen hatten hingegen zahlreiche goldfarbene Accessoires, die glitzerten und klimperten und die Aufmerksamkeit insbesondere auf Dekolleté, Unterarme, Hände und Beine lenkten (ebd.: 144; 155). Eva Stauch interpretiert diesen Befund so, dass Schmuck und Kleidung bis ins 4. Lebensjahrzehnt die physische Attraktivität der Frauen betonen sollten (ebd.: 155) – ein Aspekt, der in der Selbstdarstellung von Frauen ab ca. 40 Jahren nach Ausweis der erhaltenen Grabfunde in den Hintergrund trat.

Bei den Männern stellt Eva Stauch einen markanten Einschnitt bei den Beigaben deutlich später, nämlich mit ca. 60 Jahren, fest. Galten Männer folglich erst ab 60 als ‚alt‘? Der markante Wechsel manifestiert sich vor allem in einem drastischen Rückgang von Beigaben, die in der Forschung als Status- und Machtsymbole interpretiert werden: „Um die 40 treten in den Gräbern der Männer dann Ausrüstungsgegenstände in den Vordergrund [...], die wie keine anderen in der Lage waren, Status und Macht zu demonstrieren. Anfang 40 standen Männer offenbar auf dem Gipfel ihres gesellschaftlichen Ansehens [...] Spätestens Ende 50 aber endeten ‚die besten Jahre‘ eines Mannes. Um das 60. Lebensjahr [...] ist bei sämtlichen prestigeträchtigen Ausstattungselementen ein merklicher Rückgang zu konstatieren“ (ebd.: 158). Eva Stauch deutet den drastischen Rückgang von Status- und Machtanzeigern als einen „merklichen Bedeutungsverlust der Männer“, der „gleichzeitig mit einem Achtungsverlust einherging“ (ebd.: 158). Ähnlich wie bei den Frauen korreliert der archäologische Befund mit modernen Vorstellungen, wonach Männer ab der Pensionierung als ‚alt‘ gelten und sie mit dem Ausscheiden aus der Erwerbsarbeit ihre gesellschaftliche Teilhabe verlieren (Beitrag Kahlert: 390; 396). Vielleicht gab es im Frühmittelalter tatsächlich eine vergleichbare Vorstellung. Vielleicht steht hinter diesem Wechsel in der Beigabenausstattung aber auch ein anderes Phänomen – beispielsweise ein Rollenwechsel, der keineswegs mit dem Verlust gesellschaftlicher Teilhabe und sozialem Abstieg im Alter gleichbedeutend war. Zu denken wäre etwa an eine Befreiung vom Kriegsdienst. So erwähnt Anne-Charlott Trepp für das Mittelalter und die Frühe Neuzeit, dass Männern zwischen 60 und 70 Jahren Privilegien zuteil wurden, die ihnen bestimmte Aufgaben und Pflichten erließen, beispielsweise die Befreiung von Militärdienst, Stadtwache und Kriegseinsätzen (Trepp 2008: 306). Ob frühmittelalterliche Männer mit etwa 60 Jahren einen markanten Bedeutungsverlust oder einen – möglicherweise sogar mit Privilegien verbundenen – Rollenwechsel erlebten, bleibt vorerst eine offene Frage. In jedem Fall scheint sich in diesem Alter eine bedeutende Änderung vollzogen zu haben.

Durch Gräberfeldanalysen können also auch für schriftarme und schriftlose Gesellschaften Anhaltspunkte für die Konzeption weiblicher und männlicher Lebenszyklen, möglicherweise auch für Altersbilder gewonnen werden.

Voraussetzungen dafür sind 1. ein Grabkult, der altersspezifische Beigaben oder Bestattungsweisen vorsieht, 2. eine gute Skeletterhaltung, die anthropologische Alters- und Geschlechtsbestimmungen erlaubt, sowie 3. eine möglichst große Anzahl an Gräbern, die statistisch abgesicherte Aussagen zulässt. Doch auch unter günstigen Voraussetzungen gibt es methodische, theoretische und weitere quellenbedingte Herausforderungen, die es zu reflektieren gilt. Das ist eines der Hauptanliegen des Beitrags der Anthropologin Anna Kjellström und des Prähistorikers Stig Welinder über „Old age in Prehistory“. Sie bringen prägnant auf den Punkt, wie Altersforschung in der Archäologie bislang erfolgt: „The study of old age in prehistory is the analysis of the processes of growing old from burial assemblages with individuals seriated according to estimated osteological age“ (Beitrag Kjellström/Welinder: 71) – bzw. noch konkreter: „The individuals can be lined up from the youngest to the oldest, and their associated objects or other features of the burial-ritual of their society can be seriated along the line. That is the archaeological presentation of the process of growing old“ (ebd.: 85). Da archäologische Analysen sich auf osteologische bzw. anthropologische Altersbestimmungen der Skelette stützen, beruhen sie letztlich also auf biologischen Alterungs- und Abnutzungserscheinungen des Skelettsapparats (ebd.: 75f.). Das ist aus zwei Gründen wichtig: Zum einen gibt es Anhaltspunkte, dass anthropologische Altersbestimmungen infolge bislang ungelöster methodischer Probleme für alte Individuen zu jung ausfallen und der Anteil alter Menschen in archäologischen Skelettserien folglich wahrscheinlich unterrepräsentiert ist (ebd.: 76). Zum andern ist zu bedenken, dass das anthropologische Alter eines Skeletts nicht exakt dem kalendarischen Alter des Individuums bei dessen Tod entspricht und das kalendarische Sterbealter für sich genommen wiederum nichts über das soziale Alter aussagt. Trotzdem erhält man über das geschilderte Vorgehen eine relative Altersabfolge der Individuen, die Grundlage für die Rekonstruktion von Lebenszyklen und auch von altersspezifischer Kleidung sein kann (ebd.: 72; 77).

Erwähnenswert ist auch der Fall einer alten Frau im jungsteinzeitlichen Gräberfeld von Ajvide in Schweden. Ihr wurde ein Werkzeug-Set beigegeben, das sich sonst nur in Männergräbern findet. Anna Kjellström und Stig Welinder deuten dieses Phänomen als Hinweis auf einen Wechsel der Gender-Rolle, den diese Frau nach der Menopause vollzog. Als Begründung für diese Interpretation führen sie eine ethnographische Analogie an (ebd.: 84). Darüber hinaus ist die Deutung konsistent mit der Verortung des Beitrags in der Geschlechterforschung, welche die AutorInnen vornehmen. In der Geschlechterforschung wird der Lebenslauf nämlich als ein Prozess konzeptualisiert, in dem Alter und Geschlecht sich ineinander verschränken und permanent neu ausgehandelt

werden. In manchen Gesellschaften ist im Rahmen dieses Prozesses ein Wechsel der Gender-Rolle möglich – ein Aspekt, der in der (archäologischen) Forschung oft vergessen wird. Im Hinblick auf die Rolle von Grabbeigaben halten Anna Kjellström und Stig Welinder Folgendes fest: „From an archaeological point of view it is of importance that material culture is part of the life-long identity-moulding process as concerns both gender and age, and certainly a number of other aspects of an individual’s feeling of belonging to one or several groups like class, ethnicity, and occupation“ (ebd.: 72).

Die beiden archäologischen Beiträge haben das Thema Altersbilder und -diskurse, das in den anderen Beiträgen fast ausschließlich auf der Basis sprachlicher Äußerungen behandelt wurde, auf eine materielle Ebene geführt. Damit wurde sowohl die Materialität von menschlichen Körpern als auch von Artefakten in die Diskussion eingebracht. Wie stark Materialität und ideelle Konzepte ineinander spielen können, wird insbesondere am Beispiel des Alten Ägypten deutlich, das der Ägyptologe Martin Bommas in seinem Beitrag behandelt: Nur derjenige ‚überlebte‘ den Tod, dessen Körper durch Mumifizierung erhalten, durch die Rezitationen von Götterreden ‚behandelt‘ und in einem Grab aufbewahrt wurde. Die Ägypter verstanden den Tod nämlich als eine heilbare Krankheit, von der man durch die beschriebenen Maßnahmen gesunden konnte (Beitrag Bommas: 95). Dieses Todeskonzept erinnert an Vorstellungen in heutigen westlichen Gesellschaften, in denen Altern zunehmend als Krankheit gilt, durch deren Behandlung man den Tod schier beliebig hinausschieben kann (s. Beitrag Kaufman: 242; 247). Doch zurück zum Alten Ägypten: Durch die Aussicht auf erfolgreiche Heilung war der Tod „ein willkommenes Ereignis“, da er „nur eine Vorstufe auf dem Weg hin zu einer jenseitigen Existenz“ darstellte und als „voll von Leben“ galt (Beitrag Bommas: 100). Diese Konzeption des Todes hatte unmittelbare Auswirkungen auf das Altersbild: Das Alter, das sich durch eine spezielle Todesnähe auszeichnete, galt als „der Lebensabschnitt, der sich am besten dazu eignet, Vorkehrungen für ein Leben nach dem Tode zu treffen“ (ebd.: 101). Das Todeskonzept fand aber auch reichen materiellen Niederschlag in Form von monumentalen Grab- und Tempelbauten. Noch im heutigen Ägypten sind diese Zeichen des enormen Aufwandes, den die alten Ägypter betrieben, um den Tod zu heilen, zahlreich und unübersehbar (ebd.: 93). Zu bedenken ist allerdings, dass die erfolgreiche Umsetzung dieser Todes- und Alterskonzeption der Oberschicht vorbehalten war, denn „Schließlich konnten sich die Heilung von der Krankheit *Tod* nur diejenigen leisten, die über die entsprechenden finanziellen Mittel und Bildung, bzw. Wissenszugang verfügten“ (ebd.: 96).

Welche Todes- und Altersbilder andere Gesellschaftsschichten gehabt haben mögen, ist mangels entsprechender Schriftquellen nicht mehr zu eruieren. Die

einzigsten Quellen, die es zu alten Menschen aus anderen sozialen Milieus gibt, sind Abbildungen alter Arbeiter. Dabei handelt es sich zwar um Genredarstellungen, doch dürften sie dennoch ein Schlaglicht auf die Lebenswirklichkeit alter Menschen aus armen Bevölkerungsgruppen werfen, die bis ins fortgeschrittene Alter arbeiten mussten (ebd.: 98). Dazu passt folgende Äußerung eines ägyptischen Autors: „Besser kurz leben, wenn man alt ist, als lange betteln müssen“ (ebd.: 102). Interessant an diesen Abbildungen ist auch die akribische Darstellung der physischen Alterserscheinungen, die Martin Bommas zusammengestellt hat (ebd.: Tab. 1). Die Beschäftigung mit dem körperlichen Abbau im Alter und den damit einhergehenden Beschwerden kommt auch in literarischen Zeugnissen zum Ausdruck (ebd.: 100). Neben dem positiven und zukunftsweisenden Altersbild der Oberschicht gab es möglicherweise eine Vorstellung, die Alter als körperlichen Zerfall und die Altersbeschwerden als „Vorboden des Todes“ (ebd.) konzeptualisierte.

Das sich für Ägypten möglicherweise abzeichnende Nebeneinander völlig gegensätzlicher Altersbilder und -diskurse ist für die griechische Antike dank einer reichen Quellenlage besonders gut fassbar. Am Beispiel von Sparta und Athen zeichnet der Althistoriker Winfried Schmitz die jeweiligen Altersbilder nach und konfrontiert sie mit den konkreten Lebensbedingungen alter Menschen, die aus den Schriftquellen zu erschließen sind. Dabei verfolgt er die Frage, wovon die Bewertung des Alters und die gesellschaftliche Stellung der alten Menschen jeweils abhingen. Aussagekräftig ist für ihn hierbei, „ob alte Menschen in der Politik Vorrechte genießen, ob sie wichtige gesellschaftliche Funktionen wahrnehmen, inwieweit ihr Wissen gefragt ist, über welche wirtschaftlichen Ressourcen sie verfügen und ob sie im Haus die Stellung des Hausvaters innehaben“ (Beitrag Schmitz: 111). Für Athen konstatiert Winfried Schmitz für die alten Menschen insgesamt eine sehr schwache Stellung. Als eine Ursache benennt er das politische System, das angesichts der demographischen Verhältnisse den Jüngeren die Mehrheit sicherte (ebd.: 112). Im Gegensatz zu Rom, wo vergangenheitsbezogene Argumente wie die ‚Sitte der Vorfahren‘ (*mos maiorum*) und historische Exempla zur politischen Willensbildung beitrugen, war Politik in Athen gegenwartsbezogen und wurde als Ergebnis von Abstimmungen wahrgenommen (ebd.: 115). Ein entscheidender Punkt war auch die etwa im Alter von 60 Jahren erfolgende Übergabe des Hofes an den Sohn. Mit dem Verlust der Hausgewalt verloren die Väter gleichzeitig wichtige familiäre und gesellschaftliche Funktionen; sie mussten sich von nun an den Söhnen unterordnen und waren auf die Zuteilung von Essensrationen angewiesen (ebd.: 112). Dass die Lebensumstände von Eltern nach der Hofübergabe teilweise prekär waren, reflektieren Gesetze, die zum Schutz von Eltern erlassen wurden (ebd.: 113). Die athenische Gesellschaft, in der die Jugend besondere

Hochschätzung genoss (ebd.) und in der weder Ahnenverehrung noch die Erinnerung an die Taten berühmter Vorfahren von Bedeutung waren (ebd.), sah für alte Menschen offenbar wenig positive Rollen vor.³ Ergänzend verweist Winfried Schmitz auf die griechische Literatur, die ein negatives Bild des Alters und der Alten zeichnet (ebd.: 114). Möglicherweise handelt es sich hier also um eine Koinzidenz von negativen Altersbildern und -diskursen einerseits mit einer schwachen bis prekären Situation alter Menschen andererseits. Wie weiter oben bereits angesprochen, wäre auch hier in Betracht zu ziehen, dass in der Literatur der Gegensatz von Alt und Jung benutzt worden sein könnte, um gesellschaftliche Ordnungsvorstellungen zu vermitteln (Wagner-Hasel 2006: 17f.) oder neu auszuhandeln.

In Sparta hingegen war die soziale, politische und kommunikative Ordnung darauf ausgerichtet, die Position der Alten zu stärken und abzusichern (Beitrag Schmitz: 126). „Alter war ein wesentliches Strukturprinzip der spartanischen Gesellschaft, so dass die politische und gesellschaftliche Ordnung Spartas als Gerontokratie bezeichnet werden kann“ (ebd.: 116). Alte erlangten nicht durch Leistung, sondern allein qua Alter eine Position, die mit Ehre und Anerkennung ausgestattet war (ebd.: 126). Das Alter strukturierte wesentliche Bereiche der Gesellschaft und schlug sich auch in der Sozialisation der Kinder nieder, die in Altersgruppen gemeinschaftlich erzogen wurden (ebd.: 117f.). Mit speziellen Kommunikationsregeln und der öffentlichen und rituellen Inszenierung der Zugehörigkeit zu einem Altersgrad wurde die Autorität der Älteren abgesichert (ebd.: 119). In diesem streng nach Altersgraden unterteilten Erziehungssystem sieht Winfried Schmitz denn auch einen wesentlichen Grund dafür, „warum die Macht der Alten in Sparta so unangreifbar war“ (ebd.: 118). Als weitere wichtige Ursache für die starke Position der Älteren benennt er eine spezielle soziale Organisationsform, in der die in antiken Gesellschaften ansonsten zentralen Einheiten des Hauses und der Familie aufgehoben worden waren (ebd.: 124). Damit war „die Familie als strukturierende Einheit, als vermittelnde Instanz zwischen Einzelnem und Gesellschaft, als Ort der Besitzübertragung und der Vermittlung von sozialem Status, der biologischen und kulturellen Reproduktion entfallen [...]. Weil Sparta den Häusern ihre familialen und gesellschaftlichen Funktionen genommen hatte, forderten sie von den Alten besondere, für die griechischen Städte ganz außergewöhnliche Integrationsleistungen“ (ebd.: 125).

Winfried Schmitz' Vergleich der spartanischen und der athenischen Gesellschaft macht deutlich, wie vielfältig und komplex die Faktoren waren,

3 Dazu kontrastiert die Sicht Beate Wagner-Hasels, die auf die Rolle von alten Menschen, insbesondere auch von Frauen, bei der Wissenstradierung verweist (Wagner-Hasel 2006).

die Stellung und Lebensbedingungen alter Menschen auch in antiken Gesellschaften prägen – und dass selbst bei vergleichsweise guter Quellenlage manche Fragen dennoch offen bleiben. Umgekehrt heißt das aber auch: Je rudimentärer und einseitiger die Quellenlage ist, desto einfacher und klarer scheinen die Dinge zu liegen. Es ist verführerisch – und als Prähistorikerin kenne ich dieses Phänomen gut –, diesem Trugschluss nachzugeben und sich über die ‚schönen Ergebnisse‘ zu freuen. Wie nahe die vermeintlich klaren und eindeutigen Schlussfolgerungen an vergangene Lebenswirklichkeiten herankommen, steht jedoch auf einem anderen Blatt. Insofern kann es ein heilsamer Schock sein, dem überschaubaren Quellenbestand zu Gesellschaften der Vergangenheit die Komplexität ‚lebender Gesellschaften‘ (s. u.) gegenüberzustellen und sich so einmal mehr die Begrenztheit archäologischer und historischer Quellen vor Augen zu führen.

Auf der anderen Seite können sich durch eine solche Gegenüberstellung auch neue Blickwinkel und Forschungsfragen ergeben. Das gilt nicht nur für Studien über Gesellschaften der Vergangenheit, sondern auch für Untersuchungen in zeitgenössischen Gesellschaften. So könnte der Aspekt der materiellen Kultur auch vermehrt für ethnologische bzw. sozialanthropologische Analysen einen produktiven Forschungsansatz darstellen. Wie aus den archäologischen Beiträgen in diesem Band deutlich wird, sind die Dinge, mit denen Menschen im Laufe ihres Lebens hantieren, mit denen sie sich umgeben und die sie zur eigenen Selbstdarstellung benutzen, für die Identitätsbildung von Individuen und von sozialen Gruppen von zentraler Bedeutung. Eine Analyse der ‚materiellen Kultur des Alters‘ würde helfen besser zu verstehen und plastischer zu machen, was ‚alt‘ sein in der betreffenden Gesellschaft bedeutet. Ein weiterer Aspekt, der in sozialanthropologischen und sozialwissenschaftlichen Studien bisher wenig bearbeitet wird, ist die Materialität des menschlichen Körpers, der in aktuellen Theorieansätzen aus der Biologischen Anthropologie auch als ‚materielle Kultur‘ konzipiert werden kann (Sofaer 2006) – dies umso mehr, als es ja gerade die Materialität des menschlichen Körpers ist, an der in vielen zeitgenössischen Gesellschaften ‚Alter‘ und ‚Altern‘ festgemacht werden.

3.4 Von den USA bis Indonesien: ein Blick in Gesellschaften der Gegenwart

Kommen wir nun zu Altersbildern und -diskursen in Gesellschaften der Gegenwart. Sjaak van der Geest beginnt seinen Beitrag „Graceful and successful ageing: Observations from Ghana and the Netherlands“ mit der

Feststellung, dass in den europäischen und nordamerikanischen Gesellschaften überwiegend negative Altersbilder vorherrschen. Dieses Phänomen wurde bereits angesprochen (vgl. Kap. 3.2.1). Angesichts der Tatsache, dass die Menschen über 65 hier vermutlich nie zuvor so gut und angenehm lebten wie heute, ist das zunächst überraschend. Doch weniger entscheidend als die Lebensbedingungen ist für die Einschätzung des Alters der Umstand, dass „being-old itself is not valued in their lives. Their enjoyment of life is rather *in spite* of their old age. Their style of living is in fact a denial of their age“ (Beitrag van der Geest: 228). Sjaak van der Geest führt diese negative Einschätzung des Alters u. a. darauf zurück, dass in Europa seit langem eine Vorstellung verbreitet ist, die Altern als eine Abfolge von ‚Aufstieg‘, ‚Blüte‘ und ‚Niedergang‘ begreift. Diese Sichtweise des Lebenslaufs fand auch in zahlreichen bildlichen Darstellungen wie den Lebenstrepfen ihren Niederschlag (Abb. 1, Tafelteil). Die Abhängigkeit und Hilflosigkeit der Neugeborenen und Kleinkinder holt viele alte Menschen wieder ein (ebd.: 228), was im Bedeutungskontext des zyklischen Lebenslaufkonzeptes zu einer Infantilisierung des Alters führt: „In that belittling view of old age the older person is reduced to the status of a small child. He is fully dependent on others, his movements are restricted and watched, he has no access to ‚dangerous‘ objects such as sharp knives, matches, and the gas tap, he has to be spoon-fed, he needs help going to the toilet and may lose control over his bowels, he is not supposed to take an interest in sex and he is talked to as a child“ (ebd.: 231).

Eine weitere Ursache für die negativen Altersbilder sieht Sjaak van der Geest in einer zutiefst negativen Konnotation des ‚alten Körpers‘: „The old body full of wrinkles, scars and defects becomes the almost proverbial symbol of the negatively perceived old age. The scars and wrinkles admired in old trees and ancient furniture and buildings, frighten the members of a society, which has sanctified youthfulness in human beings“ (ebd.: 230). Dies erinnert an die Feststellung Sabine Meisters, dass ein frühes Portrait Max Liebermanns aus dem Jahr 1891 deshalb einen Skandal verursachte, weil Liebermann den Portraitierten als alten, gebrechlichen Mann darstellte: „Liebermann hatte damit am Vorabend des Jugendkultes einen Tabubruch begangen. [...] Er hat das Alter abgebildet, wie er selbst es sah, anstelle zu zeigen, wie das gründerzeitlich geprägte Bürgertum es sehen wollte“ (Beitrag Meister: 195). Für das damalige Bürgertum, in dem ‚Alter‘ für ‚Erfahrung‘ und ‚Repräsentation‘ stand, kam diese realistische Darstellung einer Beleidigung gleich (ebd.: 194). Bilder alter Körper – insbesondere wenn sie nackt sind – schockieren auch heute (Beitrag van der Geest: 228). Auch heute scheinen ‚Würde‘ und ‚Alter‘ bzw. ‚alte Körper‘ nicht ohne Weiteres vereinbar zu sein: „Ageing gracefully seems to be foremost a matter of bodily health and beauty“ (ebd.: 227). Vor diesem Hintergrund

scheinen Würde und Lebensfreude im Alter nur dann möglich zu sein, wenn es gelingt, das Alter(n) so lange wie möglich zu leugnen und „outside the door“ zu halten (ebd.: 235).

Dass Gesundheit und körperliche Schönheit in westlichen Gesellschaften heute als unabdingbare Voraussetzungen für ein ‚würdevolles Alter(n)‘ gelten, erklärt möglicherweise die zutiefst negative Bewertung und Abwehr, die ‚normale‘ Alterungserscheinungen wie altersgemäße Veränderungen von Haut und Gewebe, zurückgehende körperliche Leistungsfähigkeit, körperliche und geistige Fragilisierung, Krankheiten und zunehmende Hilfs- und Pflegebedürftigkeit auslösen. ‚Alter‘ erscheint gleichbedeutend mit dem Verlust der körperlichen Attraktivität, mit ‚Abhängigkeit‘, ‚Autonomie- und Kontrollverlust‘ und ‚inaktiven Jahren‘; ‚Demenz‘ scheint zum Alterssymbol schlechthin zu werden. Ist die Fixierung auf Gesundheit und körperliche Schönheit ein wesentlicher Grund dafür, dass – wie Pasqualina Perrig-Chiello feststellt – „in westlichen, industrialisierten Ländern keine Kultur [besteht], die sich positiv auf alte Menschen bezieht“ (Beitrag Perrig-Chiello: 325)? Und ist die Fokussierung auf den negativ konnotierten ‚alternden Körper‘ auch eine Erklärung dafür, weshalb die genannten Begleiterscheinungen des Alters in westlichen Gesellschaften geradezu apokalyptisch anmutende Altersbilder auslösen?

Wie der Beitrag der Sozialanthropologin Sharon Kaufman für die USA eindrücklich zeigt, ist die in westlichen Gesellschaften stark ausgeprägte Somatisierung der Konzeption des ‚Selbst‘ und des eigenen Selbstverhältnisses in der Tat ein Schlüssel zum hier herrschenden Verständnis von Altern(n). Sharon Kaufman stellt ihrem Beitrag ein Zitat des englischen Soziologen Nikolas Rose voran, das diesen Sachverhalt auf den Punkt bringt: „And, I suggest, we are increasingly coming to relate to ourselves as ‚somatic‘ individuals [...] as beings whose individuality is, in part at least, grounded within our fleshly, corporeal existence, and who experience, articulate, judge, and act upon ourselves in part in the language of biomedicine“ (Rose zitiert im Beitrag Kaufman: 239). Jüngste Entwicklungen in den Biowissenschaften, die Sharon Kaufman in ihrem Beitrag schildert, wirken sich jedoch nicht nur auf die Konzeption des Selbst aus. Darüber hinaus verändern sie auch das Verständnis elementarer Kategorien wie ‚Altern‘ und ‚Tod‘. Beide scheinen nicht mehr unausweichlich, sondern manipulier- und aufschiebbar zu sein. Das Altern wird zunehmend zu einer ‚behandelbaren Krankheit‘, der Tod folglich zu einer Option (ebd.: 243). In gewisser Weise erinnert diese Vorstellung an das alte Ägypten, wo man den Tod durch die strenge Beachtung von Ritualvorschriften und eine spezielle Behandlung des Körpers ‚heilen‘ konnte (Beitrag Bommas). Doch zurück in die USA: Damit die Vision, älter zu werden, ohne zu altern, Realität wird, braucht es in dieser Entgrenzungslogik ein großes Engagement

des Einzelnen. Dieser ist als „risk manager“ und „proactive health care consumer“ gefordert, durch Gesundheitsvorsorge, stetige Optimierung der Lebensführung und Inanspruchnahme medizinischer Leistungen alles für die Förderung von Gesundheit und Langlebigkeit zu tun (ebd.: 241; 244). Wie Sharon Kaufman ausführt, bringen diese Anforderungen sowohl für die Einzelnen als auch für deren Familien und das medizinische Personal neue Belastungen und Verantwortlichkeiten mit sich (ebd.: 240). Gleichzeitig stellen sich auch eine Reihe ethischer Fragen, so z. B. was ‚natürliches‘ Alter(n) ist, und was einen ‚natürlichen‘ Körper ausmacht (ebd.: 241f.). Durch Spenderorgane oder eingesetzte Artefakte (z. B. Herzschrittmacher, künstliche Gelenke) wird der menschliche Körper substantiell verändert, im Extremfall fast schon zum Cyborg. Der alternde Körper wird so zu einem Ort, an dem die alte Frage nach der Grenze zwischen ‚Natur‘ und ‚Kultur‘ (ebd.: 241f.), zwischen ‚Mensch‘ und ‚Maschine‘ neu gestellt und verhandelt wird. Diese Debatten sind wiederum im Kontext der derzeit im Rahmen von Globalisierung und Neoliberalismus erfolgenden Neudefinitionen des Gesellschafts- und Menschenbildes zu sehen (vgl. Beitrag Amann). Die aktuellen Altersbilder und -diskurse sind folglich ein Knotenpunkt, an dem sich laufende Neukonzeptionen verschiedener Ordnungsvorstellungen überkreuzen. Dieser Aspekt sollte auch in der aktuellen Demographiedebatte berücksichtigt werden, die sich vordergründig ausschließlich auf die demographische Struktur der Gesellschaft zu beziehen scheint und damit den Gesamtkontext, in dem sie stattfindet, nicht angemessen einbezieht.

Dass dem alternden Körper in Wissenspraktiken rund ums Alter(n) eine zentrale Bedeutung zukommt, hinter der andere Aspekte zurücktreten, ist jedoch kein rein US-amerikanisches Phänomen. Wie der Ethnologe Peter van Eeuwijk darlegt, gibt es vergleichbare Konzepte auch in Indonesien. Im Rahmen einer medizinethnologischen Feldstudie in Nordsulawesi stellte er fest, dass sich Vorstellungen von Alter(n) an zwei zentralen Punkten festmachen, nämlich am Ausmaß der Kontrolle über Körper und Geist und am materiellen und immateriellen Beitrag zum Haushalt. Beide Bereiche stehen für den Grad an Autonomie und Unabhängigkeit, den eine alternde Person aufrechterhalten kann. Vor diesem Hintergrund kommt Peter van Eeuwijk zu folgendem Schluss: „Arguing from a medical anthropology perspective, the health condition of an elderly individual thus strongly shapes the notion, meaning and understanding of ‚old‘ and ‚aged‘ in ageing discourses in North Sulawesi“ (Beitrag van Eeuwijk: 261). Ähnlich wie in westlichen Gesellschaften stellt sich durch diese Sichtweise eine Medikalisierung des Alters ein, die Peter van Eeuwijk versteht als „disciplinary action and hegemonic project of the state as well as of society, both health professional and social reference group exert coercive pressure during health-seeking

processes“ (ebd.: 268f.). Aus dieser Perspektive präsentiert sich die Selbstmedikation mit verschreibungsfreien Arzneimitteln, die in Nordsulawesi bei älteren chronisch kranken Menschen verbreitet ist, als ein Akt des Widerstandes gegen biomedizinische Überwachung und soziale Kontrolle (ebd.: 269). Aus Perspektive der älteren Menschen ist Selbstmedikation also ein Weg, Handlungsmacht („agency“) zurück zu gewinnen und so die Unabhängigkeit gegenüber Biomedizin und sozialer Referenzgruppe zu vergrößern (ebd.: 271).

Die in manchen Gesellschaften der Gegenwart zu beobachtende Medikalisierung des Alters kann also sehr unterschiedliche Bewertungen und Reaktionen hervorrufen. Sie kann als Chance auf ein gesundes Alter und Langlebigkeit begriffen werden (Beiträge Perrig-Chiello und Osiewacz/Scheckhuber), sie kann die reinsten Heilserwartungen bis hin zur Aufhebung biologischer Grenzen evozieren (Beitrag Kaufman) und sie kann als Verlust von Handlungsmacht erlebt werden (Beitrag van Eeuwijk). Im Kulturvergleich sehr variabel ist auch die Bewertung der Hilfsbedürftigkeit bzw. Abhängigkeit älterer Menschen von ihrem sozialen Umfeld und Pflegeinstitutionen. Für Ghana berichtet Sjaak van der Geest, dass die Vorstellung, im Alter zu Hause zu bleiben und von den Kindern und Enkeln umsorgt zu werden, Bestandteil des Idealbildes ist, in dessen Licht das Alter als der schönste Lebensabschnitt erscheint, auf den man sich schon in jungen Jahren freut (Beitrag van der Geest: 235). In Burkina Faso wird in Altersdiskursen die Reziprozität zwischen den Generationen hervorgehoben. Mit Sprichwörtern wie „Wer Mais pflanzt, wird Mais ernten“ wird einerseits auf die Eigenverantwortung für die persönliche Zukunft, andererseits auf die Vorstellung von einer allgemeinen Reziprozität verwiesen (Beitrag Roth: 286). Die Idee der Reziprozität zwischen den Generationen ist in Burkina Faso tief verankert: „for youths it is the time to give back to parents what they formerly received – a giving and receiving over time. An adage is illustrative: parents support children until their teeth are there; children support parents when they are losing their teeth“ (ebd.: 284). Soweit die Idealvorstellung vom Generationenverhältnis, in der negativ konnotierte ‚Abhängigkeit‘ nicht vorkommt, wiewohl dies in privaten Gesprächen durchaus der Fall sein kann.

Auf eine völlig andere Konzeption der intergenerationellen Beziehungen stieß die Sozial- und Kulturanthropologin Carla Risseeuw in städtischen Milieus in den Niederlanden. Im niederländischen „family script“ werden der freiwillige und altruistische Charakter der elterlichen Liebe und Fürsorge betont: Eltern ziehen ihre Kinder groß, damit diese ihr eigenes Leben führen. Sie selbst legen Wert darauf, unabhängig und keine Last für andere, insbesondere nicht für ihre Kinder zu sein (Beitrag Risseeuw: 306). Im Unterschied zu den oben genannten afrikanischen Beispielen ist diese Vorstellung von den Generationenbeziehungen nicht reziprok angelegt. Sie ist außerdem mit einem

Persönlichkeitskonzept verknüpft, wonach jede/r einerseits frei ist, sein/ihr eigenes Leben zu leben, andererseits aber auch dafür verantwortlich ist, ein ‚erfolgreiches‘ und ‚unabhängiges‘ Leben zu führen. An Letzteres ist ein guter Teil der Selbstachtung geknüpft. Dies wiederum hält ältere Menschen davon ab, im Alltagsleben um Hilfe zu bitten, während die Jüngeren sich scheuen, Hilfe anzubieten (ebd.: 306). ‚Würde im Alter‘ bedeutet denn auch in erster Linie Autonomie (ebd.: 314). Unterstützt durch das niederländische Konzept von ‚Privatheit‘, das eine eigene Wohnung vorsieht, leben alte Menschen in den Städten folglich vorwiegend allein oder mit ihren PartnerInnen, was für den Lebensabschnitt des Alters als ‚normal‘ betrachtet wird. Wenig Alltagskontakte, Einsamkeit und soziale Isolation sind verbreitete Phänomene (ebd.: 300; 314). In Sri Lanka hingegen, wo Carla Risseeuw eine Vergleichsstudie durchgeführt hat, findet Altern in einem völlig anderen sozialen Setting statt. Hier leben 95 Prozent der alten Menschen in Haushalten mit mehreren Mitgliedern (ebd.: 299), denn: „With all its potential problems, living with company and support from others is conceived as part of life“ (ebd.: 315). Um besser zu verstehen, was genau die Unterschiede zwischen den sozialen Settings ausmacht, in denen sich Altern in beiden Ländern vollzieht, analysiert Carla Risseeuw drei Ebenen von sozialen Kontakten: Verwandtschaft, Freundschaft und Bekanntschaft sowie das alltägliche soziale Leben mit seinen Beziehungsnetzwerken (ebd.: 314). Dieser Ansatz macht zum einen verständlich, weshalb die Lebensbedingungen alter Menschen in Sri Lanka und den Niederlanden so verschieden sind. Zum andern regt er dazu an, die Rolle, die soziale Institutionen wie ‚Familie‘ und ‚Verwandtschaft‘ für die Ausgestaltung der Lebensbedingungen spielen, zu reflektieren und – mit Blick auf die Kontaktarmut und soziale Isolation vieler alter Menschen in europäischen Gesellschaften – über eine Erweiterung der Beziehungsformen im Alter nachzudenken.

Wie die Psychologin Pasqualina Perrig-Chiello in ihrem Beitrag zeigt, betrifft das Phänomen der Vereinsamung in europäischen Gesellschaften vor allem die älteren Frauen und wird sich künftig vermutlich noch stärker auf diese Bevölkerungsgruppe konzentrieren (Beitrag Perrig-Chiello: 332). Die Gründe dafür sind vielfältig. Eine zentrale Rolle spielt, dass Frauen biologisch und soziokulturell bedingt eine höhere Lebenserwartung haben und dass sie im Schnitt zwei bis drei Jahre jünger sind als ihre Ehe-Partner; Verwitung ist folglich in erster Linie ein Frauenschicksal (ebd.: 319; 330; 333). Weitere Faktoren sind die ansteigende Scheidungsrate und die Zunahme der Zahl alleinerziehender und kinderloser Frauen. Pasqualina Perrig-Chiello kommt deshalb zum Schluss, dass gerade für alleinstehende und kinderlose Frauen der Aufbau außerfamiliärer Netzwerke eine wichtige Massnahme ist, um einer Vereinsamung im Alter vorzubeugen (ebd.: 332). ‚Alt sein‘ heißt für Frauen und Männer also

Verschiedenes, wie Studien der Frauengesundheitsforschung und der Sozialgerontologie belegen. Dabei sind es weniger biologische als vielmehr soziokulturelle Faktoren, die die eklatanten Unterschiede zwischen weiblichen und männlichen Altersschicksalen ausmachen (ebd.: 333). Dazu gehören die geschlechtsspezifische Sozialisation, die sich auf das Gesundheitsverständnis, die medizinische Behandlung und damit auch auf die Gesundheitsbiographien von Männern und Frauen auswirkt (ebd.: 327). Pasqualina Perrig-Chiello resümiert deshalb: „Geschlechtsbedingte Ungleichheiten, die sich im Lebenslauf entwickelt haben, kumulieren im Alter und prägen Unterschiede des Gesundheitsstatus und des Wohlbefindens im Alter“ (ebd.: 333). Alter – so die Autorin – sei eben nicht in erster Linie ein biologischer Prozess, sondern vor allem ein soziales Schicksal, in dem sich die „vorherrschenden gesellschaftlichen Werthaltungen und Rollenzuschreibungen“ alten Menschen gegenüber widerspiegeln (ebd.: 325). Besonders zu Buche schlägt hier die Strukturkategorie Geschlecht, die Individuen bis ins hohe Alter ihren Platz in der Gesellschaft anweist. Und so erinnert Pasqualina Perrig-Chiello daran, dass gemäß einer feministischen Hypothese der niedrige Status der Alten in unserer Gesellschaft auf die Tatsache zurückgeführt werden kann, dass es sich mehrheitlich um Frauen handelt. In diesem Sinne sei Ageismus ein Nebenprodukt von Sexismus (ebd.: 326).

Mit der Kategorie Geschlecht in Bezug zu Alter(n) setzt sich auch die Soziologin Heike Kahlert auseinander. Sie geht in ihrem Beitrag einem bislang auch in wissenschaftlichen Analysen vernachlässigten Aspekt nach, nämlich der Verknüpfung der aktuellen Demographiedebatte mit dem Gender-Diskurs. Am Beispiel von vier deutschen Sachbüchern untersucht sie, wie das Alter(n) und die Geschlechterdifferenz jeweils dargestellt werden, und wie sich in den Texten Alter(n)s- und Geschlechterkonstruktionen verschränken. Sich auf die Soziologin Julia Reuter beziehend, fordert sie, dass „Gender, also die soziokulturellen Geschlechterverhältnisse, -beziehungen, -identitäten und -interaktionen, als strukturiertes und strukturierendes Moment des demographischen Wandels mitzudenken seien“ (Beitrag Kahlert: 380). Aus diesem Blickwinkel erfolgt ihre Analyse, die Antworten auf die Frage geben soll, „welche Bedeutung dem Geschlecht – oder genauer: der geschlechtlichen Ungleichheit – in den für diesen Beitrag ausgewählten journalistischen Darstellungen des gesellschaftlichen Alterungsprozesses beigemessen wird“ (ebd.: 380). Auch wenn die drei SachbuchautorInnen jeweils andere Blickwinkel haben und zu verschiedenen Einschätzungen und Bewertungen kommen, tritt doch als Gemeinsamkeit deutlich hervor, dass die Verschränkung von Alter(n) und Geschlecht in allen Texten – sei es implizit oder explizit – eine zentrale Rolle spielt. Den Autorinnen Susanne Gaschke und Antje Schrupp ist diese Ver-

schränkung von Alter und Geschlecht bewusst, und sie versuchen, durch den Entwurf neuer Weiblichkeitskonstruktionen, die an die sich verändernden Lebensentwürfe und -läufe angepasst sind, eine Grundlage für neue Alter(n)skonstruktionen zu schaffen (ebd.: 398). Positive Altersbilder für Männer fehlen bei den beiden Autorinnen jedoch ebenso wie in den analysierten Texten Frank Schirmachers. Darüber hinaus stellt Heike Kahlert abschließend fest: „Festzuhalten ist zudem, dass in keinem hier analysierten Text die geschlechtliche Arbeitsteilung in ihrer Bedeutung für Alter(n)skonstruktionen und -realitäten der Geschlechter grundlegend in Frage gestellt und eine Vision eines geschlechteregalitären Alter(n)s jenseits der unterschiedlichen Lebenserwartung von Frauen und Männern gezeichnet wird“ (ebd.: 399). So ist es an Heike Kahlert, zum Abschluss ihres Beitrags selbst den Wunsch nach einem positiven und geschlechtergerechten Altersbild in die Demographiedebatte einzubringen.

4. Das Alter(n) im Kulturvergleich: Vielfalt, strukturelle Gemeinsamkeiten und Handlungsspielräume

„Dass die Menschen zunehmend länger leben, ist ein wichtiger Befund, aber entscheidend ist, was die Gesellschaft daraus macht“ – so der Soziologe und Altersforscher Martin Kohli (2004: 19). Die enorme Vielfalt der Altersbilder und der konkreten Lebensbedingungen alter Menschen, die sich in den Beiträgen dieses Bandes abbildet, gibt dieser Feststellung Recht. Sie zeigt, dass individuelles Altern und demographische Entwicklungen nicht biologisch determiniert sind, sondern in hohem Maße von einer Vielzahl soziokultureller Faktoren abhängen, die in komplexen Wechselbeziehungen zueinander stehen. Insofern lassen sich im Kulturvergleich auch keine regelhaften Korrelationen von bestimmten Altersdiskursen und Altersbildern mit bestimmten gesellschaftlichen, demographischen oder weltanschaulichen Gegebenheiten ausmachen. Stattdessen springen bei der Betrachtung von Einzelfällen Variabilität und Handlungsspielräume ins Auge, die schon in ein und derselben Gesellschaft zu zahlreichen Brüchen, Ambivalenzen und Verschiebungen der Altersbilder führen. Ebenso wie beim synchronen Kulturvergleich starre Muster fehlen, lassen sich auch im diachronen Vergleich keine unilinearen Entwicklungslinien ausmachen. Die ‚Geschichte der Altersdiskurse‘ gestaltet sich vielmehr komplex. So können sich scheinbar über lange Zeit durchlaufende Kontinuitäten als Rezeptionserscheinungen erweisen, in deren Rahmen frühere Denkfiguren wieder aufgenommen und durch die Einpassung in den eigenen kulturellen Kontext verändert wurden. Des Weiteren lässt der Blick in die Geschichte Zweifel an der

‚historischen Einmaligkeit‘ der aktuellen Situation in den westlichen und einigen asiatischen Gesellschaften aufkommen. Zwar ist die Langlebigkeit in der heutigen Ausprägung tatsächlich ein historisch neues Phänomen, doch hohe Anteile älterer Menschen stellten schon in früheren Zeiten Gesellschaften vor große Herausforderungen und riefen – wie beispielsweise im Spätmittelalter – ähnliche Reaktionen und Maßnahmen wie heute auf den Plan. Die so oft beschworene ‚historische Einmaligkeit‘ der heutigen Situation wäre also zu präzisieren und zu relativieren, denn sie scheint eher gradueller als prinzipieller Art zu sein.

Alter(n) ist keine anthropologische Konstante. Das illustrieren die Beiträge dieses Bandes in aller Deutlichkeit. Dennoch gibt es strukturelle Gemeinsamkeiten, die aus der hier eingenommenen kulturvergleichenden Perspektive fassbar werden. Dazu gehört beispielsweise die enge Verflechtung der Alter(n)konzepte mit grundlegenden gesellschaftlichen Ordnungsvorstellungen wie dem Gesellschafts- und Menschenbild oder auch der Konzeption von ‚Privatheit‘ und des Generationenverhältnisses. Diese Ordnungsvorstellungen sind es denn auch, die die gesellschaftlichen Bewertungen rund ums Alter(n) leiten – so z. B., was ‚Würde im Alter‘ ausmacht, oder ob Altern als ‚Wachstum‘ oder als ‚Verfall‘ wahrgenommen wird. Alter(n)skonstruktionen sind folglich umso besser nachvollziehbar und verständlich, je besser es gelingt, sie im Kontext der mit ihnen verknüpften Ordnungsvorstellungen zu situieren. Aus kulturvergleichender Perspektive geben die hier versammelten Beiträge vielfältige Einblicke, wie Alter(n) in der jeweiligen Gesellschaft konstruiert ist bzw. war. Sie bilden so eine Kontrastfolie, die hilft, Alters- und Demographiediskurse in der eigenen Gesellschaft zu kontextualisieren und dadurch zu relativieren, sie besser zu verstehen und damit auch zu ihrer Versachlichung beizutragen. Darüber hinaus geben sie konkrete Anregungen für die Frage, wie wir für unsere Gesellschaft Alter(n) anders denken können, wo wir ansetzen können, um Veränderungen in Gang zu bringen. Als Ansatzpunkte kristallisieren sich in verschiedenen Beiträgen dieses Bandes soziale Institutionen und Ordnungsvorstellungen wie ‚Familie‘, ‚Verwandtschaft‘, das ‚Generationen-‘ oder auch das ‚Geschlechterverhältnis‘ heraus. Neben den wirtschaftlichen und sozialpolitischen Rahmenbedingungen sind sie für die Lebensbedingungen alter Menschen von zentraler Bedeutung. Weit davon entfernt, ‚natürlich vorgegeben‘ zu sein, können sie gestaltet werden – zum Beispiel in eine Richtung, die ein Höchstmaß an Sicherheit und Lebensqualität oder auch eine Erweiterung der traditionellen Beziehungsformen im Alter zum Ziel hat. Hier liegen Spielräume und Handlungsmöglichkeiten, die in der öffentlichen Demographiedebatte mit ihrer starken Fokussierung auf das Renten- und Gesundheitswesen ein Gegengewicht zu den angstbesetzten und ausweglos erscheinenden Horrorszenarien bilden könnten. Insofern hoffen wir

HerausgeberInnen, dass die Beiträge dieses Buches eine Inspirationsquelle für diejenigen darstellen, die auf der Suche nach neuen Altersbildern und Lebensentwürfen für unsere entstehende „Gesellschaft der Langlebigkeit“ sind – eine Bezeichnung, die Josef Ehmer in die Diskussion einbrachte.

Alter(n) anders zu denken – dazu möchten wir mit diesem Band auch auf der Ebene der Wissenskonstruktion anregen: Mit dem Einblick in unterschiedliche Kulturen ist zugleich der Einblick in verschiedene wissenschaftliche Fachkulturen verbunden. Die Konfrontation mit Ansätzen der Altersforschung in anderen Disziplinen ist anregend und macht – wie Martin Bommas in der Diskussion während der Tagung bemerkte – nicht nur die Lücken und Blindstellen im eigenen Fach bewusst, sondern generiert auch neue Fragen. Zugleich bietet sich durch die Auseinandersetzung mit anderen Disziplinen die Chance, die Wissenskonstruktion im eigenen Fach zu reflektieren und – wie Willemijn de Jong in ihrem Beitrag ausführt –, Fakten, Konzepte und Theorien auf ihren „Alterungsprozess“ bzw. ihr „Verfallsdatum“ zu überprüfen (Beitrag de Jong: 57). Durch die Überprüfung der epistemologischen Grundlagen lässt sich zum einen der Anschluss an innovative Theorien und Methoden sichern. Daneben regt sie an darüber nachzudenken, ob die verwendeten Konzepte und Theorien sowie die Interpretation der erhobenen Daten von Alltagstheorien beeinflusst sind. Gerade bei Themen wie dem Alter(n), die laut Alltagswissen scheinbar ‚rein biologisch bedingt‘ sind, ist die Gefahr einer wechselseitigen Beeinflussung von wissenschaftlichen Theorien und Alltagstheorien besonders groß. Die Emotionalität und die alarmierenden und skandalisierenden Untertöne, mit denen die aktuelle Demographiedebatte in der Öffentlichkeit geführt wird, lassen vermuten, dass sie ein Feld ist, in dem Alltagstheorien ein großes Gewicht haben und möglicherweise zur Brille werden, durch die auch wissenschaftliche Daten wahrgenommen und interpretiert werden. Dem möchten wir mit diesem Tagungsband entgegenwirken.

Dank

Dieser Beitrag entstand im Rahmen des Projektes „Neue Grundlagen für sozialgeschichtliche Forschungen in der Prähistorischen Archäologie“, das vom Schweizerischen Nationalfonds finanziert wird.

Bibliographie

- Baltes P (2004) Das hohe Alter – mehr Bürde als Würde. In: fundiert. Das Wissenschaftsmagazin der Freien Universität Berlin 1: 10–16.
- Ehmer J (2006) Rezension von: Pat Thane (Hrsg.) Das Alter. Eine Kulturgeschichte, Darmstadt 2005. L'Homme. Z.F.G. 17.1, 127–129.
- Goldsmith RE, Heiens RA (1992) Subjective Age: A test of five hypotheses. The Gerontologist, 32.3: 312–317.
- Grünberg JM (2000) Mesolithische Bestattungen in Europa: Ein Beitrag zur vergleichenden Gräberkunde. Marie Leidorf, Rahden/Westfalen.
- Kohli M (2004) Die alternde Gesellschaft. In: fundiert. Das Wissenschaftsmagazin der Freien Universität Berlin 1: 19–24.
- Kohli M, Künemund A (2000) Die Grenzen des Alters – Strukturen und Bedeutungen. In: Perrig-Chiello P, Höpflinger F (Hrsg.) Jenseits des Zenits. Frauen und Männer in der zweiten Lebenshälfte. Verlag Paul Haupt, Bern/Stuttgart/Wien, 37–60.
- Roux P, Gobet P, Clémence A, Höpflinger F (1996) Generationenbeziehungen und Altersbilder. Ergebnisse einer empirischen Studie. Nationales Forschungsprogramm 32 Alter/Vieillesse, Lausanne/Zürich.
- Schirmacher F (2004) Das Methusalem-Komplott. Blessing, München.
- Sofaer J (2006) The body as material culture: a theoretical osteoarchaeology. Cambridge University Press, Cambridge.
- Staudinger U, Häfner H (Hrsg.) (2008) Was ist Alter(n)? Neue Antworten auf eine scheinbar einfache Frage. Springer, Berlin/Heidelberg.
- Trepp A-C (2008) Zum Wandel von Altersbildern und Alterserfahrungen im späten Mittelalter und am Beginn der Frühen Neuzeit. In: Vavra E (Hrsg.) Alterskulturen des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Internationaler Kongress, Krems an der Donau, 16. bis 18. Oktober 2006. Österreichische Akademie der Wissenschaften, Wien, 299–313.
- Wagner-Hasel B (2006) Alter, Wissen und Geschlecht. Überlegungen zum Altersdiskurs in der Antike. L'Homme. Z.F.G. 17.1: 15–36.

BEITRAG aus Röder, de Jong, Alt (Hg.): Alter(n) anders denken. Kulturelle und biologische Perspektiven.

ISBN 978-3-412-20895-0. © 2012 by BÖHLAU VERLAG GMBH. & CIE, WIEN KÖLN WEIMAR

DIESE PDF DARF NUR ZU PERSÖNLICHEN ZWECKEN UND WEDER DIREKT NOCH INDIREKT FÜR ELEKTRONISCHE PUBLIKATIONEN DURCH DIE VERFASSERIN ODER DEN VERFASSER DES BEITRAGS GENUTZT WERDEN.